Oravița







Editura Banatul Montan
ISBN 978-973-1929-03-3

HEIMAT WAR IHM VIELES. TIBOR LICHTFUSS UND DAS BANAT

# HEIMAT WAR IHM VIELES
## Tibor Lichtfuss und das Banat

# Heimat war ihm vieles

## Tibor Lichtfuss und das Banat

# Heimat war ihm vieles

## Tibor Lichtfuss und das Banat

**Herausgeber:**
**Erwin Josef Ţigla**

**Kultur- und Erwachsenenbildungsverein „Deutsche Vortragsreihe Reschitza”**
**Verlag „Banatul Montan” Reschitza - 2008**

Această carte reprezintă cea de-a treizecişişaptea apariție editorială a Asociației Germane de Cultură şi Educație a Adulților din Reşița.
Tipărirea acestei cărți s-a făcut cu sprijinul financiar al

***Departamentului pentru Relații Interetnice al Secretariatului General al Guvernului României, prin Forumul Democrat al Germanilor din România.***

Dieser Band erscheint als siebenunddreißigstes Buch des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins „Deutsche Vortragsreihe Reschitza".
Die Drucklegung des Bandes wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung des

***Departaments für Interethnische Beziehungen des Generalsekretariats der Rumänischen Regierung, durch das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien.***

**Descrierea CIP a Bibliotecii Naționale a României**
**LICHTFUSS, TIBOR**
**Heimat war ihm vieles : Tibor Lichtfuss und das Banat** / Tibor Lichtfuss. - Reşița : Banatul Montan, 2008
ISBN 978-973-1929-03-3

821.112.2-32

© Asociația Germană de Cultură şi Educație a Adulților Reşița / Kultur- und Erwachsenenbildungsverein „Deutsche Vortragsreihe Reschitza"

Lektorat: Waldemar König
Verlag: „Banatul Montan" ISBN: 978-973-1929-03-3
Technische Bearbeitung und Druck: ColorPrint Reşița, 2008

# Inhalt

Zur Erinnerung an Prof. Tibor Lichtfuss.
Vorwort des Herausgebers ..... 7
Was wird aus „unserem" Orawitza, wenn unsere Generation nicht mehr sein wird? ..... 10
Wallfahrt nach „Maria Fels".
Gedanken zur Tschiklowaer Kirchweihe ..... 13
Weihnachten im alten Orawitza ..... 17
Karwoche und Ostern in Orawitza ..... 22
Auch im Banater Bergland hochverehrt: Antonius von Padua.
Wer war er wirklich? ..... 27
Denkanstoß! Christkind und / oder Weihnachtsmann ..... 32
Denkanstoß! Umgekehrte Werte ..... 34
Denkanstoß! Eine Volksseuche: der Tratsch ..... 35
Kleines deutsch-österreichisches Küchenlexikon ..... 38
Denkanstoß! Von der Abwertung der Begriffe ..... 40
Das Gegenteil: Hochspielen von Begriffen ..... 40
Das Geschäft mit den Toten ..... 41
Frühere und heutige Ideale der Jugend ..... 41
Denkanstoß! Betrachtungen unserer modernen Welt ..... 42
Denkanstoß! Die Zehn Gebote Gottes ..... 46
Denkanstoß! Weihnachtliche Randbemerkungen ..... 48

Denkanstoß! Wozu noch Feiertage? ..... 50
Geschichtliche Notizen, sofern sie für die Geschichte des
Gnadenbildes von Tschiklowa von Belang sind ..... 54
Gedanken über das Gnadenbild ..... 58
Über die Krönung von Gnadenbildern ..... 62
Denkanstoß! Über Gott und über das Lachen ..... 64
Denkanstoß! Pünktlich? Unpünktlich? ..... 67
Denkanstoß! Über Fanatismus und Toleranz ..... 70
Vom Schweineschlachten in Orawitza ..... 74
Dr. Franz Klima ..... 77
Denkanstoß! Alt und Jung - Gedanken zur Weihnachtszeit .....79
Denkanstoß! Pfui, hier stinkt´s nach Knoblauch ..... 80
Denkanstoß! Die „Toaca” ..... 84
Lebenslauf des Prof. Tibor Lichtfuss ..... 86
Requiem für Prof. Tibor Lichtfuss ..... 88
Veröffentlichungen des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins
„Deutsche Vortragsreihe Reschitza”..... 90

# Zur Erinnerung
# an Prof. Tibor Lichtfuss
## Vorwort des Herausgebers

Es gab Momente im Leben eines jeden, wo man sich gewünscht hätte, früher geboren zu sein, um in der Nähe besonderer Menschen zu weilen. So ging es auch mir, als ich in den letzten Jahren seines Lebens Prof. Tibor Lichtfuss kennen gelernt habe. Schade, dass ich mit ihm nur so wenig persönlichen Kontakt hatte. Das alltägliche Leben und Sorgen für das Gemeinschaftsleben der Banater Berglanddeutschen haben mich davon abgehalten...

Heute bereue ich es, denn ich weiß, was ich verloren habe... Warum ich es bereue? Weil ich von Prof. Tibor Lichtfuss viel zu lernen gehabt hätte:

- von seiner unermesslichen Liebe und Treue zu seiner Heimat, Orawitza im engsten Sinne und das Banater Bergland im weitesten Sinne des Wortes, so wie man sie bei sehr wenigen, die von da ausgewandert sind, wiederfindet;

- von seinen besonderen Kenntnissen, was die Geschichte des Banater Berglands, aber auch des gesamten Raumes unseres Landes Rumänien anbelangt, die er weiter zugunsten seiner Heimat im Südwesten Rumäniens vermittelte;

- von seiner Toleranz gegenüber den Nächsten, die, wenn auch verschieden, gleiche Ziele anstrebten;

- von seiner Öffnung gegenüber seinen Mitmenschen, indem er seine weltweiten Kenntnisse nicht für sich selbst behielt, sondern sie takt- und gewissensvoll verbreitete;

- von seiner Korrektheit und Standhaftigkeit in all dem, was er bewirkt und überall, wo er gewirkt hat.

Ich hatte die Ehre, mit seiner lieben Gattin, die ihm immer beigestanden war, Frau Dr. Renate Lichtfuss, im Spätherbst des Jahres 2007, anlässlich meines ersten Aufenthalts in Innsbruck, am Grabe von Prof. Tibor Lichtfuss zu stehen. Es war für mich ein eigenartiger Moment meines Lebens, denn ich wusste, dass mit dem Hinscheiden von Prof. Lichtfuss, einem der treuesten Diener seiner Heimat, Orawitza und das Banater Bergland viel, viel ärmer geworden sind.

Um diese „Armut" ein bisschen zu mildern, bringe ich nun diesen ersten Band im Andenken an Prof. Tibor Lichtfuss heraus.

Er enthält verschiedene Beiträge, die er im Laufe der Jahre in unserer Monatsschrift „Echo der Vortragsreihe" veröffentlicht hat. Es sind geschichtstragende Beiträge, die direkt mit uns im Banater Bergland Verbindung haben. Es sind Beiträge, die im Hintergrund einer jeden Zeile das widerspiegeln, was Prof. Tibor Lichtfuss für seine Heimat gespürt hat. Sie wurden für unsere Monatsschrift und für die Leser in seiner alten Heimat speziell verfasst, also berühren sie das, was ihn am meisten bewegte!

Es folgt ein tabellarischer Lebenslauf und zum Schluss die Predigt des Innsbrucker Alt-Bischofs Dr. Reinhold Stecher bei seinem Requiem am 27. September 2004, aus dem alles hervorgeht, was ich in diesem Vorwort betont habe.

So schließt sich ein Kreis zwischen diesem Vorwort und der Predigt des Bischofs Dr. Stecher, in der Mitte mit einem geringen Teil von dem was ihn, Prof. Tibor Lichtfuss, in Gedanken und in Schrift bewegt hat.

Unser erster Band soll ein kleines Erinnerungsdenkmal an Prof. Tibor Lichtfuss darstellen, damit seine Persönlichkeit weiterhin unvergessen bleibt! Was wir Ihnen, den Lesern, versprechen ist, dass wir in der Zukunft noch ein Buch Tibor Lichtfuss herausbringen werden, um seinen Weg vom Banat zur europäischen Kunst aufzuzeigen. Dabei stehen seine Artikel, die damals in der Innsbrucker Presse erschienen, stellvertretend für seine fast 50 Jahre geleiteten Kunstreisen und -führungen und für die zahllosen Vorträge, die ihn bis zuletzt mit Glück erfüllt haben.

***Erwin Josef Ţigla***

PS. Hiermit sei Frau Dr. Renate Lichtfuss, Herrn Dr. Martin Lichtfuss, bekannter Musiker in Innsbruck und Wien, Sohn von Prof. Tibor Lichtfuss, sowie Frau Renate Szucsik für das Speichern des Materials, und Herrn Dipl.-Ök. Waldemar Günter König für das Lektorat des Buches innig gedankt.



**Prof. Tibor Lichtfuss**

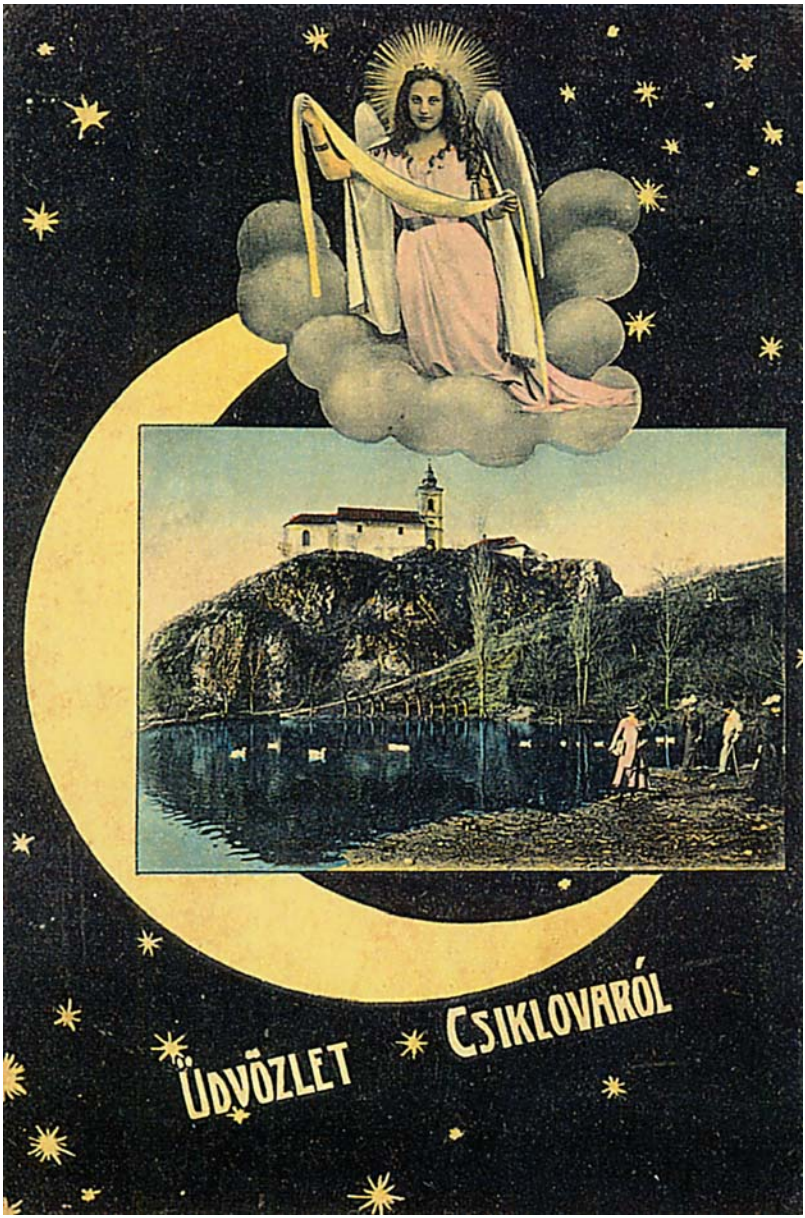
## Was wird aus „unserem" Orawitza, wenn unsere Generation nicht mehr sein wird?

Bei so manchem Gespräch kommt immer wieder die Frage vor: Was wird wohl von unserem alten Orawitza nach uns übrigbleiben? Gemeint ist freilich immer nur das alte Orawitza der Nachkommen jener österreichischen Siedler, die viel Arbeit, aber auch viel Kultur in diese Stadt gebracht haben. Sehr viele unserer Landsleute sind unter verschiedensten Bedingungen ausgewandert; wir leben heute nicht nur in deutschsprachigen Ländern Europas, Orawitzarer gibt es in Kanada, in den USA, in Südafrika, in Honolulu... Die Juden von Orawitza sind komplett ausgestorben, die Ungarn sind fast verschwunden. Von der deutschsprachigen Bevölkerung leben nur noch wenige, denn viele sind sehr alt, andere ziehen fort... Die, die in Orawitza mit Sicherheit bleiben werden, sind Rumänen. Ob diese Orawitzaer Rumänen in der Zukunft sich an uns und an die Leistungen unserer Vorfahren wohl erinnern werden, hängt von allerhand ab, so etwa von der Ehrlichkeit ihres historischen Blickes. Was aber sollen wir, die wir noch fern von Orawitza leben, bedenken?

Wir müssen uns - nolens volens - mit gegebenen Tatsachen abfinden. Dass Orawitza immer mehr rumänisch wird, ist außer Frage. Ich frage mich nur, welche Rumänen werden in Orawitza vorherrschen? Denn wie in fast allen Ländern gibt es Unterschiede. Rumänen, wenn ich so sagen will, diesseits der Karpaten, waren immer schon eher der westlichen, also europäischen Sphäre zugeneigt, während jenseits der Bergkette das Osmanische jahrhundertelang den Volkscharakter formte. Nun aber kamen bereits in den 20er und 30er Jahren immer mehr herübergewandert. Heute ist diese Bewegung noch dadurch verstärkt worden, dass man den Neueinzüglern, die freilich auch die verlorengegangene Arbeitskraft ersetzen sollten, die Häuser der ausgewanderten Schwaben und Sachsen anbot. So weit, so gut. Meine einzige Hoffnung ist nur diese: dass unsere Rumänen, die „bufeni", „țărani" usw. früh genug erfassen werden, dass trotz allem sie den Geist dieser Lande bestimmen sollten und nicht abwarten, bis sich ein unseren Gebieten fremder Geist im Banat breit macht und so orientalische Sitten den Banater Rumänen aufzwingt. Man stelle sich vor, ob in einem ähnlichen Falle etwa Bayern zusehen würde, wie sich preußischer Geist immer mehr breit macht.

Solche Probleme hat fast jedes Land: Frankreich mit seinen Bretonen, Provenzalen, Südfranzosen überhaupt, in Italien wollen einige Hirnverbrannte sogar eine Trennung Nord-Süd, man sehe, was sich in Großbritannien tut... Nein, liebe Orawitzarer hier und dort, wo immer Ihr seid, ich rede nicht gegen die Rumänen, denen ich sehr viel verdanke, zum Beispiel meine Schulkenntnisse. Ich sehe hier so etwas wie ein rumänisches Familienproblem und mache mir große Hoffnung auf meine „bănățeni". Sie müssen die „neuen" Rumänen an unser Land anpassen, jene aber müssen verstehen, dass sie nicht ein Land ummodeln dürfen, in das sie eingezogen sind. So wie wir uns jeweils in der neuen Heimat anpassen mussten, so müssen auch sie es tun bei unseren einheimischen rumänischen Landsleuten. Und gerade deswegen bin ich der Meinung, dass wir, die „nemți bănățeni de peste hotare", aufhören sollten, die Heimat zu kritisieren, wir sollten vielmehr gerade auch das einheimische rumänische Element in unsere liebevollen Gedanken jeder Art zur Heimat hin einbeziehen.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 1 / 1999***


ÜDVÖZLET
CSIKLOVÁRÓL

# Wallfahrt nach „Maria Fels".
# Gedanken zur Tschiklowaer Kirchweihe

Jedes Jahr am 2. Juli kommt Bewegung in das so stille Kirchlein, das die ersten Siedler „Maria Fels" schenkten, das auf die Felsen gebaut, wie eine Verwirklichung der Worte Christi scheint: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen". Es ist der Tag der großen Wallfahrt nach Tschiklowa zum Marienheiligtum.

Bevor wir uns diesen Wallfahrten widmen, wollen wir zuerst betrachten, was der Sinn der Kirche an diesem Tage ist; eigentlich ist „Kirchweihe" nur die weltliche Bezeichnung des Festes; was aber ist der religiöse Inhalt dieses Feiertages?

Die Marienverehrung ist so alt wie das Christentum selbst. Seit dem 4. Jahrhundert wurde sie aber immer inniger. Die Beziehung zu einer Frau entspricht eben der Volksseele. Das kennt man ja schon von den vielen Kulturen der Heiden. Aber zwischen diesen und der Verehrung Mariä gibt es wesentliche Unterschiede. Während die antiken Isis, Astarte, Kybele, Demeter Fruchtbarkeitsgöttinnen waren, erscheint uns Maria als einfache Tochter bescheidener Menschen. Sie war ein Mensch wie alle. Man findet nirgends eine Idealisierung oder Heroisierung ihrer Person.

Es gibt von ihr auch keine Beschreibung wie etwa das „Turiner Leichentuch" oder das Schweißtuch der Veronika. Augustinus schreibt wörtlich: „Das Antlitz Mariä kennen wir nicht".

Was wir von ihr wissen, sind einige Begebenheiten. Und wir kennen ihre Bestimmung: Sie soll Mutter Gottes und Mutter der Christenheit sein. Ihr Name Mirjam, den auch schon die Schwester Moses' trug, war im jüdischen Volk ein durchaus gängiger. Er bedeutet „von Gott geliebt".

Die Kirche feiert jedes Jahr 16 Marienfeste, kennt zwei Marienmonate, und der Samstag gilt als Marientag. Täglich sollte man beim Angelusläuten an sie denken. Rosenkranz, Skapulier und Marianische Kongregationen sind ebenfalls Hinweise auf sie.

Über „Mariä Heimsuchung" erzählt uns Lukas folgendes:

## DAS „MAGNIFICAT" (Lukas 1, 46-55)

Hochpreist meine Seele den Herrn
Und mein Geist freut sich in Gott, meinem Heiland.
Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen;
Darum werden mich selig preisen alle Geschlechter.

Denn Großes hat er an mir getan, der da mächtig ist,
Und sein Name ist heilig.
Und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht
Bei denen, die ihn fürchten.
Er übet Gewalt mit seinem Arm
Und zerstreut die, die hoffärtig sind in ihrem Herzen.
Die Gewaltigen stößt er vom Stuhle und erhebt die Niedrigen.
Die Hungrigen füllt er mit Gütern
Und lässt die Reichen leer ausgehen.
Wie er geredet der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel,
Wie er geredet hat zu unsern Vätern,
Abraham und seinem Samen ewiglich.

*(deutsch von Dr. Martin Luther)*

Maria ging am Anfang ihrer Schwangerschaft „ins Gebirge zu ihrer Verwandten Elisabeth" (Elischewa bedeutet „Eid Gottes"). Dazu brauchte sie nur etwa einen Tag. Man könnte fragen, warum sie wohl zu Elisabeth ging. Der Grund ist leicht zu erraten: Elisabeth war wie eine Mutter zu ihr, war selbst schon im sechsten Monat ihrer Erwartung, während die junge Maria am Anfang ihrer Schwangerschaft stand. Die Ältere konnte ihr mit Rat und Tat behilflich sein. So blieb Maria bei ihrer Verwandten drei Monate lang.

Der Bericht sagt weiter, dass Elisabeth bei der Ankunft Mariä „vom Geiste erfüllt war", sodass sich das Kind, das sie selbst trug, Johannes, zu bewegen begann.

Auch Maria ist voll der Freude. Und jetzt folgt der große Augenblick: Die Freude löst ihre Zunge, und vor Elisabeth, die vor ihr steht, als wäre sie die Vertreterin der ganzen Menschheit, singt sie das große Befreiungslied „Romenach nafschi et Adonai" - „Hochpreist meine Seele den Herrn" (Lukas 1, 46-55), die wohl schönste Hymne des ganzen Evangeliums. Sie verkündet die Umkehrung der ungerechten Verhältnisse und ist nach hebräischer Tradition ein geradezu revolutionäres Lied: Die Gewaltigen werden gestürzt werden, die Niedrigen aber erhöht, der Hunger der Armen ist zu Ende... Gerechtigkeit wird es für alle geben. Es ist dies wie eine Vorgebung des Geistes der Bergpredigt Jesu. Die Umwertung und Wende der Welt wird verkündet. Auch eine prophetische Ansage ist im „Magnificat" enthalten: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter". Man fragt sich: „Warum wohl?" Die Antwort folgt sogleich:

„Denn Großes hat an mir getan, der da mächtig ist... und die Barmherzigkeit währet ewig..."

Das ist also der eigentliche geistige Inhalt dieses Festes.

Die Katholiken des Banater Berglands kommen an diesem Tag aus allen Himmelsrichtungen „über die Berge", wie einst Maria. Ob Deutsche, Rumänen, Ungarn, Kraschowäner, Böhmen, alle kommen sie. Maria führt sie zusammen. Eine Wallfahrt hat immer auch eine tröstende und befreiende Funktion.

Die Glocken des Kirchleins hört man schon von weitem. Wenn unsere Wallfahrer das Kirchlein zum ersten Mal aus der Ferne erblicken, grüßen sie das Heiligtum mit der mehrmaligen Neigung ihrer Häupter.

Das Tschiklowaer Gnadenbild ist eine alte Marienikone vom Typus der Wegweiserin. Sie ist aus Holz und wurde im 19. Jahrhundert nach Beschädigungen durch einen Einbruch dem Zeitgeschmack entsprechend restauriert. Woher das Bild stammt und wer es gemalt haben mag, ist ungeklärt. Darüber geben auch alte Erzählungen von einem Einsiedler, der das Bild gerettet hat, keine nähere Auskunft. Später wurde es von einem Bischof, ebenfalls dem Geiste der Zeit entsprechend, „gekrönt". Man erzählt von Wundern und Gebetserhörungen.

An jedem 2. Juli ertönt das Lob der Gottesmutter in verschiedenen Sprachen oben auf dem Fels, in der Gnadenkirche unseres Berglandes. Nach zwei gottlosen Epochen unserer Geschichte zieht die Gnadenkirche von Tschiklowa auch heute noch, und ganz sicher auch noch in der Zukunft, die Leute an sich. Daran konnte selbst unsere stark säkularisierte Zeit nichts ändern.

Maria mit dem Kinde hat hier oben auf dem Felsen immer schon all jenen Trost gespendet, die sich vertrauensvoll an sie wandten. Sie lehrt uns auch heute noch, trotz noch so schwerer Widerwärtigkeiten des Lebens, immer wieder mit ihr den Hochgesang der befreienden Macht Gottes zu singen: „Hochpreist meine Seele den Herrn".

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 7 / 1999***



**Die römisch-katholische Kirche in Orawitza, zur Weihnachtszeit**



# Weihnachten im alten Orawitza

„Rorate caeli desuper..." - mit diesen Worten „Tauet Himmel..." begannen die frühmorgendlichen „Roratemessen" zu Ehren der Muttergottes, mit denen der Advent in der ganzen katholischen Welt anfing.

Die Orawitzaer Gläubigen, bei denen diese Rorateämter sehr beliebt waren, kamen regelmäßig und treu noch zu nachtdunkler Zeit und trotz der manchmal klirrenden Kälte mit ihren Laternen von den Berggassen in die Kirche, um sich dort auf das bevorstehende Weihnachtsfest würdig vorzubereiten. Ich selbst erinnere mich noch gerne an jene ausziehbare Messinglaterne mit einer Kerze drinnen, mit der ich zusammen mit meiner Großmutter täglich „in die Rorate" ging.

Gleich am Anfang des Advents, am 30. November, dem Tag des Heiligen Apostels Thomas, gab es einen sehr alten Brauch, an den sich auch heute noch ältere Orawitzarerinnen erinnern: Die jungen Mädchen stellten sich auf ihr Bett und sagten folgendes Gedicht: „Bettstattl, - i tritt di'; Lass mir erscheinen den allerliebsten Meinen". Im Traum sollte ihnen dann angeblich ihr Zukünftiger erschienen sein...

Schnee lag zu dieser Zeit schon überall, denn damals kam der Winter noch viel früher als jetzt ins Land.

Am Tag des 4. Dezember, dem Tag der Heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, war dann die Rorate besonders feierlich: Da kamen noch mehr Gläubige zur Rorate. Sie kamen vom Pulverturm, vom Kies, vom Goldschurf und vom Gabl (aus der Gegend des ehemaligen „Erzengel-Gabriel"-Schachtes) und brachten ihre vielen Grubenlampen mit, die dann während der Messe ebenso viele „Barbaralichterln" am Altar der Heiligen ergaben. An diesem Tage wurden auch in vielen Familien „Barbarazweigerln" ins Wasser gestellt. Von der Zahl ihrer Blüten zum Weihnachtsfest wollte man erraten, wie fruchtbar das folgende Jahr sein würde. Manche setzten in Tellern oder Blumengefäßen Weizen an, der zu den Feiertagen junges Grün in die Wohnung brachte.

Schon zwei Tage später, am 6. Dezember, dem Tag des Heiligen Nikolaus (der übrigens in der orthodoxen Bruderkirche nach der Muttergottes als ranghöchster Heiliger verehrt wird), brachte dann der „Nikolo" den braven Kindern Geschenke, die er in ihre bereitgestellten Schuhe legte. Es fehlte freilich auch die mahnende Krampusrute nicht, die an kleine vergangene Sünden erinnern sollte. Aber einen Krampus-

rummel, wie er heutzutage an vielen Orten stattfindet, gab es bei uns nicht, denn solchen verbot damals noch der gute Geschmack.

Nur erwähnen möchte ich, dass in die vorweihnachtliche Zeit hinein manchmal auch das Schweineschlachten fiel. Teller mit Kostproben von frischen Würsten, Grammeln und sonstigen guten Dingen wurden befreundeten Familien und Nachbarn zugetragen. Eine Zeitlang ging das kreuz und quer durch den Ort.

In den Familien begann jetzt die erste Vorbereitung für das Fest. Seit den Jahren erschien auch bei uns der Adventkranz, wie man ihn kennt, nur wurde er damals noch von den Familienmitgliedern selbst gebunden. In der Kirche hing ein großer Kranz, mit violetten Bändern geschmückt. Violett ist die liturgische Farbe der adventlichen Bußzeit.

In den Häusern buk man zuerst einmal die Kekse, allem voran aber das „Kletzenbrot", später dann den Mohn- und Nussstrudel und sonstige Süßigkeiten. Jetzt wurde auch viel musiziert, vom Kirchenchor mit seinem Orchester und vom Männergesangsverein (gegr. 1863). Die Klosterschülerinnen bereiteten sich ebenso auf ihre festlichen Aufführungen vor wie die zukünftigen „Drei Könige" auf ihre Lieder. In den Räumen des Pfarrhauses wurden Krippen gebaut, während die Buben daheim auch schon langsam ihren Stern zusammenbastelten. Mütter und Schwestern nähten die Prunkgewänder dieser Könige. Denn unsere Drei Könige kamen oft auch schon am Heiligen Abend-Tag und zu Weihnachten. Manchmal kreuzten sie sich mit den gleichzeitig herumziehenden „piţărăi" rumänischer Kinder.

Höhepunkt der Weihnachtszeit war freilich der Heilige Abend am Vorabend des Weihnachtsfestes. Dieser Tag wurde noch bis zur Mette als Fasttag begangen. Unsere unvergesslichen braven Klosterfrauen von den Bayrischen Schulschwestern, die man in Orawitza „Notre-Dame"-Schwestern nannte, sorgten am Nachmittag dieses Tages immer für irgendein Programm, um die Kleinen von daheim fernzuhalten, wo ja die Eltern zu dieser Zeit den Christbaum schmücken mussten.

Zur Abendstunde erwarteten freilich die Kinder aufgeregt und mit klopfenden Herzen das Klingelzeichen des Christkindes. Jetzt durften sie zum Christbaum hineineilen (und nicht zum Weihnachtsbaum oder zum Lichterbaum), den ihnen das Christkind (und nicht der Weihnachtsmann oder gar später „Väterchen Frost") gebracht hatte. Die Familienfeier wurde von Haus zu Haus den Familienbräuchen entsprechend gefeiert. Nach der Bescherung, damals noch kein Schenk-Wettbewerb, bei dem

jede Spur der Geschenk-Kultur verlorengegangen ist, wurde das Abendessen eingenommen. Man aß dabei Fastenspeisen wie Fischgerichte, Mohnnudeln oder sonstige fleischlose Kost.

Bald wurde es dann Zeit, in die Mette zu gehen, um in der Kirche die Geburt des Heilandes zu feiern. Wieder kamen die alten Orawitzarer recht mühsam, manchmal in tiefem Schnee, von ihren Berggassen herunter. Das volle Glockengeläut rief zur Kirche, wo vor dem Eingang drei hohe hellbeleuchtete Tannenbäume die Gläubigen empfingen. In manchem Jahre gab es vor der Mette noch ein Krippenspiel, das die Kinder vortrugen. Nach diesem begann dann in der übervollen Kirche die Mitternachtsmesse. Unser Kinderchor brachte Weihnachtslieder in den drei üblichen Sprachen zu Gehör. Wie überall ergriff auch in Orawitza das Lied von der „Stillen Nacht" die Menschen in dieser Heiligen Nacht zutiefst. Auf dem Barbaraaltar stand bereits die schöne holzgeschnitzte Tiroler Weihnachtskrippe, zu der die Leute hineilten, besonders um sie den Kindern zu zeigen.

Beim Verlassen der Kirche nach der Mitternachtsmesse erklang vom Kirchenturm Blasmusik, vorgeführt von unseren braven Kirchen-Bläsern, Weihnachtslieder der drei Sprachgemeinschaften begleiteten die Gläubigen auf ihrem Heimweg noch weithin mit ihren Melodien.

Damit war aber der Heilige Abend noch nicht zu Ende. Jetzt war es ja schon der hochheilige Weihnachtstag, der 25. Dezember, da konnte das Fasten gebrochen werden. Dies geschah, wenn man aus der mitternächtlichen Kälte daheim ankam. Eine heiße „Mettenwurst" wurde noch vor dem Schlafengehen mit oder ohne Kren gegessen, danach begab man sich endlich, an Leib und Seele wohl versorgt, zur nächtlichen Ruhe. Erst am Silvesterabend kam der nächste große Akzent dazu. Gegen Abend ging man zuerst zur Danksagungsandacht in die Kirche. Danach freilich gab es in den altehrwürdigen Gasthäusern „Zur Taube", „Zum Gambrinus", „Zum Fekete", im „Schützengarten" und bis hinunter nach Roman-Orawitza überall Silvesterunterhaltungen. Das Hauptgericht war dabei - übrigens auch in den Familien - die mitternächtliche Krautsuppe. In manchen Familien pflegte man an diesem Abend auch das Bleigießen, das mit sehr viel Phantasie die Zukunft deuten sollte.

Zu Silvester und am Neujahrstag kamen so manche „Glückwünscher" zu Besuch. Hier ein Beispiel eines Neujahrsspruches, den

mir mein verstorbener Vormund Johann Zeliska geschickt hat und an den ich mich auch selbst noch erinnere:
„Wünsch viel Glück im Neuen Jahr,
Besser als das alte war,
Im jed'n Eck vom Tisch
Ein' gebratenen Fisch,
In der Mitt'n an Liter Wein,
So soll die Familie recht lustig sein!"

Zum Mittagessen am Neujahrstag gab es meistens Spanferkelbraten (weil das Schwein nach vorne kratzt). Verboten war Geflügel (weil es nach hinten kratzt).

Die engere Weihnachtszeit wurde durch das Dreikönigsfest abgeschlossen. An diesem Tag wurde in der Kirche das neue Weihwasser gesegnet. Wieder kamen die Sternsinger mit ihren Sternen, die mit einer gebastelten Kurbel samt Kerze im Inneren gedreht werden konnten. Sie führten ganze kleine Szenen mit Prosa, Gedichten und Gesang vor. Hier ein kurzer Auszug aus einem Dreikönigslied, das ich damals auch selber noch sang:

„Wir kumman daher in Reg'n und Wind,
Wir such'n das neugeborene Kind.
Wir suchten es im Bettelein,
Wir fanden es im Krippelein.
Wir fanden es ganz nacket und bloß,
Wir legten es Mutter Maria in' Schoß.
Sankt Joseph, zieh dein Hemmatlein aus,
Wir mach'n dem Kindlein Windeln daraus.
Wir mach'n sie hübsch, wir mach'n sie fein.
Herr Jesus soll sein Name sein".
usw.

In der drauffolgenden Woche zogen auch unsere beiden Priester mit ihren Ministranten durch alle Gassen, um mit dem neuen Weihwasser die Häuserweihe vorzunehmen. Ein Ministrant ging voraus und bat mit einem Glöcklein um Einlass. Wurde dieser gewährt, so machte er mit der Kreide ein Zeichen an die Eingangstür des Hauses. „Friede diesem Hause und allen seinen Bewohnern...": Mit diesen Worten betrat der

Priester die Wohnungen. In jedem Hause stand ein kleiner improvisierter Altar mit Kerzen und Blumen, vor dem die Weihgebete gesprochen wurden, wonach alle Räume der Wohnung mit dem Weihwasser und mit Weihrauch gesegnet wurden. Beim Verlassen des Hauses schrieb ein Ministrant mit seiner Kreide die neue Jahreszahl und das bekannte C-M-B auf die Türe. Im Volksglauben bedeutet dies Caspar, Melchior und Balthasar, eigentlich ist es aber ein altchristliches Zeichen, welches bedeutet *„Christus mansionem benedicat"* (Christus segne dies Haus).

Da auch die orthodoxen Geistlichen die Häuserweihe vornahmen, war es nicht selten so, dass beide Priester nacheinander in unsere Häuser eingelassen wurden - ein weiteres Zeichen des geradezu selbstverständlichen Zusammenlebens in unserer Südbanater Heimat.

Weihnachten ist zwar nicht das größte, sicher aber das lieblichste Fest des Kirchenjahres. Orawitza mit den so vielen Bräuchen seiner Sprachgruppen, die gar manchmal ineinander griffen und von der ganzen Bevölkerung gerne angenommen wurden, hat zur Weihnachtszeit versucht, der Umwelt ein weiteres Zeugnis davon zu geben, dass es im kleinen Kreise das verwirklichen wollte, was einst Gottes Boten den Hirten auf dem Felde verkündet hatten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden..."

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 12 / 1999***

# Karwoche und Ostern in Orawitza

Allgemein kann man sagen, dass in Orawitza die Karwoche und die Osterfeiertage nicht anders gefeiert wurden als auch sonst im Südbanater Bergland, sodass sich meine Beschreibung nur in wenigen Dingen von jener anderer Osterbräuche unterscheiden kann.

Die Karwoche begann am Palmsonntag, an dem vor der Heiligen Messe die Palmzweige geweiht wurden, mit denen man die feierliche Prozession und den nachfolgenden Einzug in die Kirche begleitete. „Hosianna dem Sohne Davids!" wurde da gesungen. Die Bedeutung dieses hebräischen Wortes bedeutet „Befreie den Sohn Davids!". Das Volk von Jerusalem erwartete einen Befreier (von der Römerherrschaft) und setzte seine Hoffnung auf den Wanderprediger aus Nazareth. Bald danach folgte die Enttäuschung: Jener, den sie als Retter ansahen, betonte bald danach „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist". Und noch etwas später jagte er die Händler mit Zorn aus dem Vorhof des Tempels.

Dieses Einzuges gedachte auch die Orawitzaer Gemeinde bei dieser Prozession am Palmsonntag. Während der Messe wurde dann immer die „Passion - das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesus Christus" - vom Kirchenchor mit verteilten Rollen gesungen, eine Passion, die von irgendeinem früheren Chormeister, ich glaube, es war wohl Jaroslaw Lang - gemäß den Möglichkeiten unseres Chores komponiert wurde.

Der Gründonnerstag war für das Volk der zweite Tag der Karwoche, an dem man aktiv an den Zeremonien teilnahm. Es war der Tag, an dem der Heiland beim Letzten Abendmahl unserer Welt ein neues Sakrament schenkte. Zum Zeichen des Dankes und der Freude darüber erklingen da beim „Gloria" die Glocken, die Orgel spielt feierlich, und die Ministranten schütteln ihre Klingeln. Volkstümlich sagte man zu dieser Zeremonie: „Die Glocken fliegen nach Rom", weil danach bis zur Auferstehung Glocken und Musik verstummt blieben. Denn nach dem „Gloria" begann dann die eigentliche Trauerzeit. Nach der Heiligen Messe wurde zum Zeichen der Trauer das Allerheiligste vom Altar an einen anderen Ort getragen, die Altäre wurden entblößt, und am Abend fand eine Ölbergstunde mit entsprechenden Gebeten und Texten statt. Bis zur Auferstehung benützten die Ministranten statt der Klingel die „Ratschen".

An diesem Tage aß man vielfach Spinat und man begann auch die Ostereier zu färben. Zwar kommt der Name Gründonnerstag nicht von der Farbe Grün, sondern vom altdeutschen Wort „greinen" (weinen), das in diesem Falle an das Weinen Jesu auf dem Ölberg erinnern sollte.

Der Karfreitag war ein Tag der Stille, auch in den Häusern und in den Gaststätten wurde jede Musik vermieden und es wurde streng gefastet. In der Kirche wurden die Zeremonien wie vorgeschrieben gefeiert, wobei neuerlich die „Passion" vom Chor gesungen wurde. Bemerkenswert ist die vom Volke tiefgläubig vorgenommene „Kreuzverehrung" und am Ende der Zeremonie die „Grablegung", wobei das Allerheiligste ins Heilige Grab eingesetzt wurde. Zum Zeichen der Trauer wurde die Monstranz mit einem feinen durchsichtigen Schleier überdeckt. Bemerken muss ich, dass in Orawitza ein überaus schönes und kunstvoll geschnitztes Heiliges Grab erhalten ist. (Ich darf hier auch auf das besonders wertvolle Heilige Grab von Deutsch-Saska hinweisen, das in seiner alten Form im Südbanat kaum seinesgleichen hat). Die Ehrenwache beim Heiligen Grab stellte früher unsere brave Orawitzer Freiwillige Feuerwehr in Paradeuniform und mit Helm. Man wechselte halbstündig.

Ratschen (statt Glocken) rufen am Karsamstag Abend die Gläubigen zu den Zeremonien, welche außerhalb der Kirche mit der „Feuerweihe" beginnen - im Volk früher „Judasverbrennen" genannt. An diesem geweihten Feuer entzündet der Priester die Osterkerze und zieht mit ihr in die Kirche ein, indem er dreimal dem Volke „Lumen Christi" („Licht Christi") zuruft. Alle zünden ihre Kerzen an, die Kirche ist voller Lichter, worauf dann bei der Osterkerze wohl eine der schönsten Hymnen unserer Kirche, das „Exultet" - erklingt: „Frohlocket, ihr Chöre der Engel".

Erstmals verkündet die Kirche beim neugeweihten Licht die Auferstehung des Herrn. Nach dieser Einleitung folgen weitere Zeremonien: Allerheiligenlitanei und Wasserweihe usw. Danach beginnt die Heilige Messe.

Zum Zeichen der großen Freude der Kirche in dieser Nacht läuten beim „Gloria" des Priesters neuerlich alle Glocken, die Orgel ertönt und sämtliche Klingeln der Ministranten stimmen in diesen Jubel ein. „Alleluja" erklingt jetzt vor dem Evangelium zum ersten Mal in dieser Nacht. Ist die Messe zu Ende, folgt die ortsübliche Auferstehungszeremonie mit nachfolgender Prozession. Längst schon sind in unserer Kirche die Ehrengäste der Behörden und der orthodoxen und griechisch-katholischen Schwesterkirchen eingezogen. Sie werden die kurze Auferstehungs-

zeremonie in der Kirche, bei der das Lied „Der Heiland ist erstanden", „Hristos a înviat din morți" und „Feltámad Krisztus e napon" gleich dreisprachig erklingt, ebenso mitfeiern wie die nachfolgende Prozession.

Wenn unsere orthodoxen Brüder bei unserer Feier ebenso mitmachen, wie wir Katholiken es bei ihren Feiern selbstverständlich tun, so darf ich bemerken, dass bei uns schon lange eine selbstverständliche Ökumene gelebt wurde.

Unter dem feierlich geschmückten Baldachin („Himmel") trägt jetzt der Priester den Heiland in der Monstranz durch die Stadt. Diese Monstranz ist in diesem Falle wieder mit demselben Schleier umhüllt, der aber jetzt den Triumph und die Freude des Volkes bedeuten soll. Die Prozession führt hinter der Kirche bis zum Theater. Früher waren alle Fenster mit Kerzen und Blumen geschmückt, was zur Zeit des vergangenen Regimes in Vergessenheit geriet, weil es ja keine Prozessionen durch die Stadt geben durfte, was aber jetzt immer mehr wieder lebendig wird. Vom Theater geht es nach rechts, dann in die Hauptgasse zwischen Park und dem ehemaligen Berghauptmann-schaftsgebäude (heute „Tribunal") in Richtung der Kirche zurück.

Feierlich läuten alle Glocken, lustig singen heute die Kinder. Zu den Klängen des „Te Deum" - „Großer Gott, wir loben Dich" - zieht die Gemeinde wieder in die Kirche ein. Zum ersten Mal erklingt jetzt das „Freu Dich, Du Himmelskönigin". Nach dem Segen begrüßt sich in der Kirche das Volk mit „Frohe Ostern" und mit dem nunmehr auch uns schon längst vertraut gewordenen wunderschönen „Cristos a înviat!"- und man geht nach Hause, um die Osterspeisen zum Zeichen des Fastenbrechens zu genießen.

Der Ostersonntag, das höchste Fest der Kirche, war immer schon ein dank besonderer musikalischer Gestaltung durch den Kirchenchor gefeierter Tag. Bei der Messe werden Speisen und Wein gesegnet, die die Gläubigen dann heim tragen. Ostereier werden „getitscht", verschiedene Kinderspiele mit Ostereiern gespielt, Eierrollen, Geldeinschlagen usw.

Erwähnen muss ich noch den langsam immer mehr in Vergessenheit geratenen Brauch des „Spritzens" am Ostermontag. Er dürfte von der Slowakei über Ungarn zu uns gelangt sein, wo heute noch die Burschen die Mädchen mit Wasserkübeln begießen, wofür sie dann von den Mädchen ein Ei bekommen - ein klares und deutliches Fruchtbarkeitssymbol des Frühlings. Bei uns ist der Wasserkübel zu einem „Parfümflascherl" geschrumpft und das obligate Osterei zu einer kleinen Labung, sodass dieses „Spritzen" manchmal bis in die späten Mittagsstunden dauert.

Das meiste von dem, was ich hier aufgezählt habe, ist bis in unsere Zeit herübergerettet worden. Dass nicht alles vergessen werde und einiges vielleicht sogar eine Wiederbelebung erfahre, das hoffe und wünsche ich meiner alten Heimatstadt Orawitza und allen anderen traditionsverbundenen Ortschaften im Südbanat.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 4 / 2000***




**Alte Ansichtskarten aus Orawitza**



## Auch im Banater Bergland hochverehrt: Antonius von Padua. Wer war er wirklich?

Die Welt kennt ihn als „Heiligen Antonius von Padua", in Padua selbst nennt man ihn nur „Il Santo". Alle Wegweiser, die zu seiner riesigen Basilika führen, sind nur auf die „Basilica del Santo" ausgerichtet, als gäbe es außer ihm keine anderen Heiligen.

Wer war eigentlich dieser Antonius, den so viele Menschen, auch solche anderer Konfessionen so hoch verehren, insbesondere weil er als Wiederbringer verlorener Sachen gilt? Zahlreiche Legenden, von denen manche freilich reichlich übertrieben sind, falsche Interpretationen von Texten und dergleichen haben aus ihm so etwas wie einen himmlischen Ombudsmann und Schutzpatron der Schlamper gemacht. Wer war aber dieser Mann wirklich?

Er wurde um das Jahr 1195 in Lissabon geboren, sein Vater war Ritter Martin von Bouillon (die Italiener haben diesen Namen bereits zu Bullone verwandelt), seine Mutter hieß Donna Maria Tereza. Nach seiner Geburt wurde er auf den Namen Fernando Martini getauft.

Er kam in die Domschule von Lissabon, wo er die sieben freien Künste studierte. Zwei Jahre später trat er in den Orden der Regular-Chorherren der Augustiner von San Vicenzo de Fiora ein, von da ist er bald in das Kloster Santa Cruz (Heilige Kreuz) di Coimbra gelangt. Coimbra war damals der Sitz der portugiesischen Könige und hatte bereits eine berühmte Universität. Hier studierte Fernando die Theologie und wurde auch zum Priester geweiht. Zehn Jahre sollte er in Santa Cruz verbringen.

Da geschah es, dass im Jahre 1220 die Leichen Franziskanischer Märtyrer heimgebracht wurden, die in Marokko ermordet worden waren. Zutiefst von deren Mut und Eifer beeindruckt, beschloss Fernando, in den Orden der Franziskaner zu wechseln, um ebenfalls in die Mission nach Marokko gehen zu können. Diese Änderung war nicht nur eine mutige Tat, sie war auch ein „Abstieg" für den jungen Priester, denn so wurde er von einem vornehmen Chorherrn ein einfacher Bettelmönch. Im Franziskanerorden nahm er den Namen Antonius an, denn er war ein großer Verehrer des „Großen" Heiligen Antonius, des Einsiedlers.

Er zog nach Marokko, wo er den gestrengen Herrscher Abu Jakub erreichen wollte. Es sollte aber anders kommen. Antonius wurde krank und musste umkehren. Auf der Heimreise kam sein Schiff in einen Sturm,

der es nach Sizilien trieb, wo Antonius schließlich landen musste. Dort erfuhr er, dass zu jener Zeit in Assisi der Heilige Franziskus zusammen mit 3000 Brüdern wirkte. Ohne noch italienisch zu können, wollte er sofort hin. Er wurde dort an den Provinzial der Romagna, Bruder Gratian, verwiesen, mit dem er in diese Provinz Italiens zog. Im Kloster lebte er zurückgezogen und bescheiden. Eines Tages aber zogen die Klosterbrüder nach Forli, wo eine Primizfeier stattgefunden hat. Jemand sollte eine Festrede halten. Weder seine Brüder noch die ebenfalls geladenen Dominikaner wollten es tun. Zuletzt bat man Antonius, die Rede zu halten. Seine Ansprache machte er aus dem Stegreif, sie war aber auf ein fundiertes Wissen und von Eifer durchglüht gehalten. Staunen und Bewunderung erfassten die Zuhörer, Antonius war „entdeckt".

Seine weitere Tätigkeit führte ihn ins Studienhaus der Franziskaner nach Bologna, dessen Leiter er wurde. Aber er blieb nicht nur dort. Im Jahre 1224 zog er in die Provence und gelangte nunmehr in seine dritte Universitätsstadt, nach Montpellier. Er bemühte sich dort um die Schlichtung von Streitfragen, die von den Waldensern, Albigensern und Katharern aufgeworfen wurden.

Im Jahre 1227 gelangte er als Provinzoberer seines Ordens wieder in die Romagna, 1229 dann in die Universitätsstadt Padua (Padova). Wie überall wurde er auch hier als gewaltiger Lehrer und Prediger bald berühmt, geachtet und geehrt. Mutig widersetzte er sich allen Gesetzwidrigkeiten. So trat er etwa auch dem Gewaltmenschen und Tyrannen Ezzelino Romano entgegen, dem er seine tyrannische Art ohne Furcht vorwarf.

Seine Natur war aber trotz allem sehr schwach, wenngleich sein Körper so manches ausgehalten hatte. Er wirkte weiter in Padua, bis er im Jahre 1231 im Klarissinnenkloster von Arcella in Padua während des Mittagessens die Sinne verlor. Nach dem Empfang der Sterbesakramente sprach er seine letzten Worte: „Ich sehe meinen Herrn!" Als er starb, war er kaum 36 Jahre alt. Die Leute von Padua riefen nur: „E morto il Santo!"

Die Übertragung seines Leichnams erfolgte am Dienstag danach von Arcella in die Kirche Santa Maria von Padua. Erst 30 Jahre später sollte die sehr große Basilika mit ihren sieben Türmen fertig werden, in der sein Leichnam seither unter einem festlichen Altar ruht.

Bereits ein Jahr nach seinem Tode wurde Antonius von Papst Gregor IX. heiliggesprochen. Papst Leo XIII. hat später den Dienstag zum „Antoniustag" bestimmt. Schließlich hat Pius XII. im Jahre 1945 Antonius zum „Kirchenlehrer" und zum „Lehrer des Evangeliums" erhoben.

In der überaus mächtigen Basilika in Padua, in der sein Leichnam im Altar des linken Querschiffes liegt, ist immerfort viel Bewegung: Die vielen Gläubigen, die hierher pilgern, umgehen den Altar und berühren, wenn sie hinten bei der Verschlussplatte vorbeikommen, diese mit ihren Händen oder mit der Stirne. Kleine Kinder werden zur Berührung emporgehoben. Bis zum heutigen Tag ist Antonius das geblieben, was man einen charismatischen Heiligen nennen könnte. Schon zu Lebzeiten geliebt und verehrt, wird er es auch noch bis heute, und zwar durchaus nicht nur von Katholiken.

Was seine wirkliche Größe ausmachte, beschreibt der französische Schriftsteller André Suares (1868 - 1948) folgendermaßen:

„Die glorreiche Tat des Franziskaners Antonius war es, dem Tierischen die Stirn zu bieten. Er stammte aus Lissabon, aber aus einer Zeit, da ein katholischer Mönch in allen romanischen Ländern Heimatrecht besaß. Damals war er keineswegs jener Allerweltsheilige, den man heute betraut, Verlorenes wiederzufinden und in den Familien Ordnung zu schaffen. Weit gefehlt! Dieser unzähmbare Asket mit dem schrecklichen Willen war der große Christ, wie ihn das Mittelalter gekannt und erlebt hat: ein Prophet der gerechten Sache gegen die Gewalt, der Mann des Aufstandes gegen jeden Missbrauch einer Macht. Liebevoll zum Sanften, aber unerbittlich gegen den Gewalttätigen, starb dieser Kämpfer im Geiste, der in seiner Kühnheit vor nichts und niemandem zurückschreckte, mitten im Gefecht, im Feuer seiner Werke und seiner Bußübungen im Alter von sechsunddreißig Jahren. Er hat die bösen Reichen ebenso verfolgt, wie er dem bösen Fürsten trotzte. Der Heilige des Mittelalters ist der Held des menschlichen Gewissens. Nur zwei Jahre lebte der Heilige Antonius in Padua; aber seine Ausstrahlung war so stark, dass er bereits kaum ein Jahr nach seinem Tode heiliggesprochen wurde".

Am 6. Jänner 1981 wurde aus Restaurierungsgründen um 19 Uhr sein Grab geöffnet. Man fand die fast vollständigen Gebeine in einem einfachen Holzkasten. Fachleute stellten fest, dass es sich um einen Mann von kraftvoller Gestalt handelte, dessen Körperhöhe etwa 1,68 m war.

Um beliebte Verstorbene bilden sich bald Legenden, so auch bei Antonius. Manche davon erscheinen sicherlich übertrieben. Erwähnen wir hier nur jene, die berichtet, dass ein gewisser Graf Tiso eines Tages Antonius unbemerkt in seiner Zelle beobachten konnte, wie dieser mit

dem Jesulein beisammen war. Dies führte zu den zahllosen Darstellungen mit dem Jesukind.

Eine etwas lebensnähere Geschichte erklärt die schöne Sitte des „Antoniusbrotes" für die Armen: Mademoiselle Louise Mouffier hatte in Toulouse einen kleinen Bäckerladen, den sie am 12. März 1890 nicht öffnen konnte. Sie versprach dem Heiligen Antonius, in Zukunft immer auch Brot für Arme herzugeben, worauf sie beim ersten Versuch den Laden wieder öffnen konnte. So hat die Vaterunser-Bitte um das „tägliche Brot" in diesen Falle für die Armen durch den Heiligen Antonius einen neuen Sinn bekommen.

Wieso wurde Antonius aber zu jenem Patron der Vergesslichen und Schlampigen, wie ihn eine ganze Welt kennt? Dafür gibt es mehrere Erklärungen. In Franziskanischen Kreisen ist man von folgender Erklärung überzeugt: In einem lateinischen Hymnus zu Ehren des Antonius, - Euch verlorene „membra viresque" -, heiße das „Glieder und Kräfte". Dieser geradezu schon abergläubisch erscheinenden Verehrung verdankt Antonius die fabriksmäßig hergestellten Gips- und Porzellanstatuetten und den Kitschrummel, der um seine große Basilika herum betrieben wird. Hier wird die Statue gezeigt, die von dem großen italienischen Renaissancekünstler Donatello (1386 - 1466) für die Basilika in Padua geschaffen wurde.

Sieht man den manchmal gerade unwürdigen Rummel, den Menschen um diesen großen Heiligen herum machen, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke, dass es vielleicht besser wäre, wenn er so manchem, der ihn um Hilfe wegen verlorener Sachen bittet, zuriefe: „Heute helfe ich dir noch, aber werde ein wenig ordentlicher!"

Antonius wird auch als Patron der Kinder, als Ordner von Ehen, bei Entbindungen und bei Unfruchtbarkeit, aber auch als Viehpatron verehrt und angerufen.

Seine Beliebtheit in unserer engeren Südbanater Heimat verdankt Antonius nicht zuletzt sicher auch jenen Einwanderern, die, aus Italien kommend, ihren „Santo" ebenso mitbrachten wie die Böhmen ihren Johannes von Nepomuk.

Am Ende sei noch das folgende Gedicht zitiert, welches ich in einer medizinischen Zeitschrift fand. Sein Verfasser ist Arzt, (Dr. med.), Eugen Mayer ist sein Name.

## An den Heiligen Antonius

Heiliger Antonius von Padua,
Ich such keinen Regenschirm, keine Brieftasche,
mich führt ein anderes Anliegen zu dir.
Ich bitte dich in Demut:
Wenn ich mich selbst ganz verliere
in dieser Zeit, die so ausweglos ist,
zünd´ Du eine Kerze an,
damit ein Steg erhellt bleibt,
auf dem ich wieder zu mir finde!
Und nimm mich am End als Finderlohn.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 6 / 2000***

**Denkanstoß!**

## Christkind und / oder Weihnachtsmann

Jedes Land hat seine eigene Art, die Kinder zu Weihnachten beschenken zu lassen. In Italien besorgt dies der „Babbo Natale", in Frankreich der „Pere Noël", in England „Santa Claus", in Schweden die Heilige Lucia. Rumänien hat seinen „Moş Crăciun", Deutschland seinen althergebrachten Weihnachtsmann, in Ungarn bringt die Geschenke „Jezuska" oder bei den Reformierten ein Engel - „az angyal". Österreich und der süddeutsche Raum kennen wohl einen der lieblichsten Bräuche: das Christkind.

Um unser Christkind war nämlich immer etwas Geheimnisvolles. Man konnte es nie sehen, nie greifen. Dies beflügelte die kindliche Phantasie und schuf uns den kindlichen Zauber.

In unserer modernen, rein geschäftlichen Welt hat sich immer mehr der fremde Weihnachtsmann breitgemacht, der mit dem alten deutschen Weihnachtsmann wenig gemein hat. Diese aus überseeischen Ländern nachgeäffte Gestalt erscheint immer häufiger, manchmal auch in Gruppen, ja sogar in weiblicher Gestalt. Bekleidet ist dieser geschäftsüchtige Weihnachtsmann in eher abgenützten und schlecht sitzenden roten Kleidern, er trägt einen schlecht befestigten Wattebart, dazu als Kopfbedeckung eine rote Mütze, die einen an das Darmolmanderl erinnert.

Man sagt, er stamme von Santa Claus, wie er in England noch richtig verehrt wird. Jedenfalls ist dieser, der sich bei uns immer mehr ausbreitet, kein Heiliger mehr, denn er erscheint total säkularisiert und profaniert. Sein Zweck ist es, als Verkaufsvermittler zu wirken. Er lässt sich freilich viel leichter zu barer Münze umwandeln als das Christkind. Schäbig wie er erscheint, spricht er freilich auch Kinder an, belehrt und beeinflusst sie, was sie sich zu Weihnachten wünschen sollten, und so raubt er unseren Kleinen jeden Zauber der Heiligen Nacht.

Denkende Eltern vermeiden es wohl, ihre Kinder zu solchen Märkten und Geschäften mitzunehmen, wo diese Figuren ihr Unwerk treiben.

Es sei mir erlaubt, zum Schluss einen Brief an diese Weihnachtsmann-Karikatur zu schreiben:

„Entbehrenswerter Herr! Da wir ohne dich ganz sicher Weihnachten schöner feiern können, bitte ich dich: Lass unsere Kinder in Ruhe, zerstöre nicht ihre unschuldige Phantasie. Geh wieder hinauf in den hohen Norden, woher du angeblich kommst, denn hier bist du überflüssig. Vielleicht triffst du dort noch deinen Bruder seligen Angedenkens, *Väterchen Frost* mit seinem fünfzackigen roten Stern, den er einst in Osteuropa zur Schau trug, bis seine Brotgeber den Bankrott anmelden mussten.

Das Christkind hat auch diese Zeit überlebt und wird hoffentlich auch dich, der du diesmal kapitalistisch in Erscheinung trittst, noch überleben.

In aufrichtiger Verachtung,

Tibor Lichtfuss".

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 12 / 2000***

**Denkanstoß!**

## Umgekehrte Werte

Vielleicht werde ich aus dem Gedanken, der mich zu diesem Titel brachte, mehrere Folgen dieser kleinen Serie entstehen lassen müssen, denn wenn ich scharf nachdenke, hat sich in unserer Welt gar manches, man kann sagen gar vieles total verändert. Ob dies zum Vorteil der Gesellschaft geschieht, darüber sollte jeder meiner Leser sein eigenes Urteil fällen.

Zuerst einmal betrachte ich einiges, wie es früher war und wie es heute eingestuft wird:

Was man früher als HÄSSLICH ansah, wird heutzutage gar oft als SCHÖN oder INTERESSANT gewertet, ob wir dabei an gewisse Modeerscheinungen denken oder an gewisse (nicht alle) Produkte zeitgenössischer Kunst. Hingegen, was einst SCHÖN war, gilt heute oft als KITSCHIG oder gar HÄSSLICH. (Bitte selbst weiterdenken!). Gab es früher eine MORAL, welche dem Menschen gewisse Grenzen der Ordnung, des guten Geschmacks vorschrieb, so nennt man diese heutzutage TABU oder manchmal gar TERROR (z.B. Eheprobleme, Beziehungen Kind-Eltern usw.). Was aber früher UNMORALISCH war, darf heute geschehen, denn es ist BEFREIT (Perversitäten, Inzest usw.). Ein einst SAUBERES DENKEN gilt heute nur mehr als BÜRGERLICH-REAKTIONÄR. MANIEREN wirken langsam als ÜBERHOLT, ja manchmal sogar als LÄCHERLICH, ZERDRÜCKTE und UNGEWASCHENE KLEIDUNGS-STÜCKE sind heute A LA MODE, gelten als BEFREIT. War eine gewisse Redeweise oder ein Gehaben VULGÄR, DERB oder PLUMP, so gelten Menschen, die so handeln - auch manche Schrifteller - als MUTIG und FASZINIEREND, obwohl auch sie selbst im kleinen Kreis recht normal sprechen. ABSTOSSENDE WORTE UND GESPRÄCHE sind heute BÜHNENREIF, KUNSTREIF. Was man früher TERROR nannte, heißt heute MACHT (Irak, Algerien...).

Es ist, meine lieben Landsleute, immer schon so gewesen, dass die Kunst ihrer Zeit in vielem voraus ist. Das beweist uns in diesem Falle auch wieder ein Satz, den die Hexen in Shakespeares „Macbeth" sagen: „Schön ist hässlich, hässlich ist schön". Diese jahrhundertealte Weisheit also erscheint in unserer Zeit verwirklicht, und wir leben mitten in dieser Zeit.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 1 / 2001***

**Denkanstoß!**

## Eine Volksseuche: der Tratsch

Auf die Frage, wie man den Tratsch eigentlich definieren sollte, würde ich sehr einfach und in einer volkstümlichen Weise antworten: „Der Tratsch ist der Trieb und die Lust, sich das Maul zu zerreißen". Das ist vielleicht etwas vulgär, aber ist nicht der Tratsch an sich zutiefst vulgär?

Eigentlich handelt es sich beim Tratschen um eine Wichtigtuerei, ein Vortäuschen von „Wissen" über das Privatleben anderer, die man dadurch „ins Gerede bringt". Die tratschende Person „sieht" mit ihrer Phantasie, sie ist einem geistlichen Voyeurismus verfallen. Man stellt sie sich gerne beim Schauen durch Schlüssellöcher vor, wonach sie es dann eilig hat, andere von dem „Gesehenen" in übertriebener Weise zu informieren. Dies geschieht mündlich, schriftlich oder telephonisch. Nur ist halt dieses „Gesehene" meist mit einem beschmutzenden Vergrößerungsglas betrachtet worden und wird bösartig kolportiert. Dieses Eindringen in die normal-finstere Intimität eines anderen wird zur immer wachsenden Versuchung, wobei man, wie immer und ohne Ausnahme, „den Balken im eigenen Auge nicht bemerkt".

Manche Tratschende verfallen geradezu in einen Fieberrausch und erleben die niederträchtige Weitergabe ihrer „ganz sicheren" Informationen als den Höhepunkt eines genossenen Erlebnisses. So verbreiten tratschende Menschen ihr Gift und verursachen vielfach beachtlichen Schaden, um den sie sich freilich danach nicht mehr kümmern. Hauptsache: Sie haben ihr „Wissen" angebracht.

Wer sind eigentlich die, die gerne tratschen?

Vor allem sind es Ausgeschlossene, die von irgendwo oder von irgendetwas fernbleiben mussten. Man kann sie auch die Erfolglosen nennen oder Unerfüllte, die sich vielleicht sogar unbewusst mit großem Neid an ihrem Schicksal rächen wollen. Es genügt manchmal ein beruflicher oder schulischer Erfolg oder die Tatsache, dass bei einem anderen das Familienleben friedvoller ist als beim Betreffenden. Der Neid spielt jedenfalls eine große Rolle. Es wird auch meistens von unten nach oben getratscht: Die Bedienstete tratscht über den Chef, der Kleinbürger über den Politiker oder Wissenschaftler usw. Vor allem neigt der genannte Kleinbürger dazu, über den Adel und über bekannte Persönlichkeiten zu tratschen. Beispiele dafür sind die zahllosen Illustrierten, die mit Skandalen

von Prinzessinnen oder Filmschauspielern und Filmschauspielerinnen voll sind. Je tiefer diese Berufstratschmeister der Medien in die Intimsphäre der Leute hineingreifen, umso besser verkauft sich die Zeitschrift. Dies wirft freilich auch ein sehr trauriges Bild auf den Intelligenzquotienten der Leser eines solchen Druckerzeugnisses.

Aber es gehört zur „demokratischen Freiheit" unserer Zeit, dass die modernen Massenmedien gewisse Dinge unglaublich „aufblasen".

Man erinnere sich nur daran, dass Milliarden von Menschen lange Zeit nichts Wichtigeres zu lesen hatten als die Geschichten der Intimsphäre eines Präsidenten mit einer Schreibkraft in seiner Kanzlei, oder an die noch traurigere Geschichte, als eine Prinzessin, die eigentlich diesem Presserummel entfliehen wollte, verunglückt ist. Da hat man diese Geschichte zu einem Bombengeschäft der „Medien" umgewertet.

Hand in Hand mit diesen Dingen geht die Filmindustrie, ja sie geht noch weiter, noch tiefer, und macht selbst vor der allerintimsten Lage der Menschen, vor dem Tod keinen Halt. Mit unerhörtem Mangel an Diskretion zeigt man Schwerstkranke, selbst wenn sie im Koma vor dem Tod stehen.

In unseliger Erinnerung stehen noch gewisse Kommerzplakate, die vor nicht allzu langer Zeit mit geradezu bis zur Geschmacklosigkeit reichender Offenheit Szenen aus dem Leben Kranker und Behinderter zeigten.

Dies scheint mir die Apotheose des Voyeurismus zu sein oder, wie man es volkstümlich ausdrückt: „Höher geht´s nimmer!"

Vom einfachen Stiegenhaustratsch bis zu solchen Auswüchsen in unserer Welt spannt sich der Bogen dessen, was man Tratsch nennt.

Vor allem aber verrät der Tratsch bei jenen, die ihn pflegen, den totalen Mangel einer seriösen aktiven geistigen Betätigung, wie auch eines jedwelchen guten Geschmacks.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 2 / 2001***




## Alte Ansichtskarten aus Orawitza



# Kleines deutsch-österreichisches Küchenlexikon

| **Deutsch:** | **Österreichisch**: |
|---|---|
| Apfelsinen | Orangen |
| Aprikosen | Marillen |
| Auberginen | Melanzani |
| Berliner Pfannkuchen | Krapfen |
| Blumenkohl | Karfiol |
| Bohnen (grüne) | Fisolen oder Strankerln |
| Brötchen | Semmel, Laberl, Weckerl |
| Pfannkuchen | Palatschinken, Frittaten |
| Eigelb | Eidotter, Dotter |
| Eisbein | Schweinsstelze |
| Eiweiß | Eiklar, Klar |
| Geräuchertes | Geselchtes |
| Graupen, Rollgerste | Gerstel |
| Grieben | Grammeln |
| Grießbrei | Grießkoch |
| Hackfleisch | Faschiertes |
| Hagebutten | Hetscherln |
| Hammelfleisch | Schöpsernes |
| Hefe | Germ |
| Hefestück | Dampfel |
| Hörnchen | Kipferl |
| Hühner- Gänseklein | Junges |
| Johannisbeeren | Ribisel |
| Kartoffeln | Erdäpfel |
| Frühkartoffeln | Heurige |
| Keule | Schlegel, Schlögel |
| Klöße | Knödel |
| Kopfsalat | Häuptelsalat |
| Kuchen | Mehlspeise |
| Lendenbraten, Filet | Lungenbraten |
| Lunge | Beuschel |
| Mais | Kukuruz |
| Meerrettich | Kren |

| | |
|---|---|
| Mehlschwitze, braun | Einbrenn |
| Mehlschwitze, weiß | Einmach |
| Mirabellen | Ringlotten |
| Möhren | gelbe Rüben |
| Napfkuchen | Gugelhupf |
| Pampelmuse | Grapefruit |
| Pflaumen, Zwetschgen | Zwetschken |
| Pilze | Schwammerln, Pilzlinge |
| Lauch | Porree |
| Quark | Topfen |
| Rapunzel | Vogerlsalat |
| Rosenkohl | Kohlsprossen |
| Sahne | Obers, Kaffeeobers |
| Salzige Biskuits | Schöberl |
| Sauerkirschen | Weichseln |
| Saure Sahne | Rahm |
| Schlagsahne | Schlagobers |
| Schweinenacken | Schopfbraten |
| Speck durchwachsen | Kaiserfleisch |
| Steinpilz | Pilz |
| Suppenklößchen länglich | Nockerln |
| Thymian | Kuttelkraut |
| Tomaten | Paradeiser |
| Truthahn | Indian |
| Wachsbohnen | Spargelbohnen |
| Weißkohl | Kraut |
| Wirsing | Kohl |
| Zopf, Hefezopf | Striezel, Germstriezel |

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 3 / 2001***

**Denkanstoß!**

## Von der Abwertung der Begriffe

Über dieses Thema kann ich freilich im Besonderen durch meine österreichische Brille berichten: Altehrwürdige Begriffe werden ihres Inhaltes beraubt.

Der ADLER - Einst Symbol des Römischen Imperiums, später der Könige, Napoleon benützte ihn als sein Zeichen, aber auch als Tapetenmuster. Noch später wurde der Adler zum Wirtshausschild, heute gibt es eine Adler-Schreibmaschinen-Firma, ja sogar einen Adler-Käse.

ANDREAS HOFER - Tiroler Freiheitsheld (1809). Sein Name wird zu allen möglichen Titeln missbraucht, es gibt sogar ein Andreas-Hofer-Sauerkraut.

NOTRE-DAME - Der Name der Kathedrale von Paris erscheint bei einer Pizzeria als „Pizza Notre-Dame" mit Speck und Champignons.

LACRIMA CHRISTI - Name eines italienischen Weines.

LIEBFRAUENMILCH - Name eines deutschen Weines.

NAPOLEON - Kaiser der Franzosen, heute fast mehr als „Napoleon-Cognac" bekannt.

SCHUBERT - muss seinen Namen für österreichische Zündhölzer hergeben.

MOZART - ist der Firmenname für die berühmten Mozartkugeln geworden.

## Das Gegenteil: Hochspielen von Begriffen

So mancher möchte mehr erscheinen, als er ist: Der einstige PALWIERER wurde später zum BARBIER, dann FRISEUR (Da es dieses Wort - Friseur - in der französischen Sprache nicht gibt, wechselte man später durch Richtigstellung). Der Friseur wich dem Coiffeur, dieser wiederum wandelte sich zu einem Keralogischen Institut und einem Keralogischen Studio. Das Neueste auf diesem Gebiet: Der einstige Palwierer heißt heute HAARSTYLIST.

Die einstige PUTZFRAU kam sich zu minder vor, sie entwickelte sich zur RAUMPFLEGERIN. Da auch dies noch zu wenig war, wurde sie heute zur ÖKO-THERAPEUTIN.

## Das Geschäft mit den Toten

Tote können Geschäfte fördern. Sieht man sich um, so merkt man enorm viele Reklame, Artikel, Romane, Erinnerungen usw., welche an bekannte Verstorbene erinnern. Solche sind Elvis PRESLEY, James DEAN, natürlich Marilyn MONROE, Greta GARBO, na und natürlich Romy SCHNEIDER, die den kitschigen und historisch untragbaren Typus einer Sissy gestaltete, Oskar WERNER, Kaiserin ELISABETH und in letzter Zeit die eine richtige Massenhysterie verursachende Prinzessin DIANA.

## Frühere und heutige Ideale der Jugend

Bewunderte die Jugend früher HELDEN, so beachtet sie heute eher die BODY-BUILDING-TYPEN. Anstelle früherer Heiligen tritt heute Madonna, anstelle von Dichtern verehrt man Michael Jackson (mit seinen über 40 Gesichtsoperationen, die ihn zum Weißen machen sollten), statt der wahren Künstler scheinen solche wie Arnold Schwarzenegger auf (Film: „Der schwangere Mann"). Anstatt gute Bücher zu lesen, schaut man stundenlang und wahllos ins Fernsehen und neuestens ins Internet.

So, das war wieder einmal ein Schub von quergestellten Gedanken...

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 5 / 2001***

**Denkanstoß!**

## Betrachtungen unserer modernen Welt

Es sei mir erlaubt, meine Gedanken noch ein wenig weiterzuspinnen, was die Betrachtung unserer modernen Welt betrifft.

Ich möchte nur - sicherheitshalber - feststellen, dass ich keineswegs zu den Banausen unserer Zeit zählen möchte, welche nichts Neues vertragen und jede Neuerung als etwas Abzulehnendes betrachten. Das Gegenteil ist wahr: In meiner Haupttätigkeit, die ich noch in meiner Pensionszeit betreibe, nämlich in meinen Kunstvorträgen hier in Österreich gehe ich sogar sehr weit, um ein Verständnis bei etwas wenig verständlichen Kunstwerken der Moderne zu vermitteln. Diese hier publizierten Betrachtungen wollen bloß gewisse wirklich nicht ganz normale Erscheinungen unserer Zeit zur Diskussion stellen. So etwa: Früher trugen Frauen Ohrringe, jetzt tragen solche die Männer, während besonders junge Frauen sich durch Piercing allerhand Ringe und andere Gegenstände durch die Ohren - auch der Kante entlang mehrere -, aber auch in Nase, Augenlid, Nabel und auch noch weiter unten einsetzen lassen, um auf diese Weise interessant zu erscheinen.

Schließlich sind alle diese Erscheinungen nur deswegen da, um auf eine billige Weise Erfolg und Anerkennung zu erzielen, die man mit einer seriösen Leistung nicht imstande ist zu erreichen.

Meine Generation suchte noch Entspannung in der Ruhe, heutige Jugendliche suchen eine solche im Krach in den Discos und ähnlichen Unternehmen.

Früher (ver)urteilten die Richter, heute tun es die Verbrecher und töten Unschuldige, - auch Richter, wenn sie es so wollen.

Ein Polizist galt noch als Freund und Beschützer besonders der Jugend, heute werden unsere Sicherheitsorgane als „Schweinehunde" gebrandmarkt und geschlagen.

In den Verkehrsmitteln saßen früher die Alten, damals las ich in einer Straßenbahn in Köln: „Und wenn es um den Sitzplatz geht: das Alter sitzt, die Jugend steht". Es war einmal..., heute sitzt gemächlich und breit das Jungvolk. Den Begriff „Rücksicht" kennt fast niemand mehr, es gibt keine Entschuldigung, wenn jemand einen anstößt... usw.

Bedenklich erscheinen mir gewisse Dinge in der Kultur:

In den Brutalfilmen, die man im Fernsehen zu sehen bekommt, wird „Befreiung" (wovon?) besungen. Jene, die solches produzieren und dessen Aufführung erlauben, beziehen Großgehälter und leben in höchstem Luxus.

Dieselben, welche es gestatten, dass alle Nuancen der Pornographie erzeugt, verkauft und gezeigt werden, gehen sonntags brav in die Kirchen, bekreuzigen sich und erscheinen bei Prozessionen. In den Zeitungen wird im Nachrichtenteil gegen das Kriminelle geschrieben, im Kulturteil lesen wir oft Verherrlichung von Perversionen, Brutalitäten und Blasphemie.

Gewisse (nicht alle) zeitgenössische Künstler geben an, die Museen zu verachten, dabei erwarten sie kaum, in ein solches hineinzukommen. Auch ist es einem Künstler erlaubt, alles zu sagen und zu tun, nur ihn selbst darf niemand kritisieren.

Die bei Ausstellungseröffnungen und dergleichen auftauchenden Cocktailsnobs und Eröffnungskasperln reden leeres Zeug über Dinge, von denen sie nichts verstehen; fragt man sie aber über etwas vom Fach, sind sie nicht imstande, etwas auszusagen.

Es wird trotz allem auch heute noch eine enorme Propaganda für Marxismus und für alles extrem Linke gemacht - von Leuten, die horrende Gehälter empfangen.

Was mich dabei zum Denken anregt:

Wohin soll diese allgemeine moralische Zersetzung führen, der besonders die Wohlstandsländer - aber nicht nur sie - ausgesetzt sind?

Bedenklich für unsere abendländische Kultur erscheint mir der aggressive Laizismus, der Verlust jedwelcher religiösen Einstellung, ist doch, rein weltlich gesehen, die Kultur, die von Europa ausgehend die ganze Weltzivilisation mitbestimmt hat, auf jenes Wissen aufgebaut, das seinerzeit in Klöstern ausgedacht und bewahrt wurde, bis später die große Weiterentwicklung kam.

Dieser derzeit grassierende Religionsverlust stimmt mich nachdenklich, wenn ich an Albert Einstein denke, der gesagt hat: „Religion ohne Wissenschaft ist lahm, Wissenschaft ohne Religion ist blind". Es gehört zu den Vermessenheiten unserer Zeit, alles nur von der Wissenschaft zu erwarten, nur auf sie zu bauen.

Ein zerstörerischer Gedanke scheint mir die Desavouierung der Familie zu sein. Immer mehr und immer öfter heißt es im Leben

Prominenter oder im normalen Bürgerdasein: „Mein Lebensgefährte" oder „Meine Lebensgefährtin". Diese neue Bindung ist ebenso legalisiert wie die wahllose Gutheißung der Abtreibung. Man spricht oft von der modernen Wegwerfgesellschaft: In der Tat werfen wir viele Dinge, die man reparieren könnte, weg, man wirft Kugelschreiber weg, funktionsmüde Apparate, die man noch verwenden könnte, man wirft die Kinder weg (Abtreibung), wie man die Frau (oder den Mann) stehen lässt, wenn es einem so passt.

Haben junge Mädchen sich früher bemüht, durch Liebreiz aufzufallen, so tun sie es heute vielfach durch Aufreizen. Manche glauben es wenigstens, denn nur wenige erscheinen dann wirklich so, wie sie es gerne sein möchten. Es genügt eben nicht, nur eine Zahnpastareklame-schönheit nachzuäffen...

Bis in die Literatur hinein macht sich heutzutage die Vulgarität breit. Durch die wollen manche minderbegabte Künstler schockieren, merken aber nicht, dass sie bloß ihre Mängel, ihre Dummheit damit verdecken. Sie lassen diese Vulgarität als „Zeichen der Zeit" und als etwas „Geniales" erscheinen.

Das wäre es für diesmal wieder einmal gewesen.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 6 / 2001***



**Die römisch-katholische Kirche in Orawitza**

**Denkanstoß!**

## Die Zehn Gebote Gottes

Vor einiger Zeit hat ein Büro zur Erkundung der Volksmeinung in Wien die Befragung von Passanten gemacht und hat dabei die angesprochenen Personen gebeten, die Zehn Gebote herzusagen. Angeblich konnte sie kein einziger richtig sagen.

Liebe Leser, es geht hier nicht um das, was man einmal in einer Religionsstunde gelernt (und dann wieder vergessen) hat, sondern - und daran denken sehr wenige - um jenes Grundgesetz, auf welches die ganze Zivilisation der heutigen Zeit aufgebaut ist.

Ein englischer Schriftsteller hat geschrieben: „Auf der Welt gibt es ungefähr fünfzigtausend verschiedene Gesetze, dabei ist doch alles ganz einfach in den Zehn Geboten enthalten".

Moses, der große Führer und Reformator seines Volkes, hat sie seinen Leuten vom Berge Sinai auf zwei Steintafeln komplett heruntergebracht, wie sie ihm von seinem Gott eingegeben wurden. Es heißt, er hat diese Tafeln im Jähzorn zerstört, als er sah, wie das dumme Volk nicht die Schwierigkeiten eines neuen Gebots auf sich nehmen wollte und wieder zu dem heidnischen Glauben aus Ägypten zurückkehrte. Alle Menschen sehen, wenn etwas Böses vorbei ist, nur das Wesentliche, das es in jener Zeit gab, auch wenn es noch so gering war. Nur denkende, intelligente Menschen können solche Veränderungen richtig einschätzen. (Wer Ohren hat zu hören, der höre!). Der Großteil des Moses-Volkes war aber zu dumm, und diese Erkenntnis hat den großen Mann in Wut versetzt. Da aber Jähzornige zwar problematische, aber keine böse Menschen sind, kommen sie auch bald wieder ins richtige Lot. So auch Moses: Er ging und schrieb sie noch einmal in Stein, jene zehn Grundgesetze unserer heutigen Zivilisation. Um richtig zu gehen, will ich sie hier einmal wiedergeben und halte mich nach einem modernen Text aus dem Gebetbuch der Erzdiözese Wien.

1. Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben.
2. Du sollst den Namen Gottes nicht verunehren.
3. Gedenke, dass du den Sabbat heiligst.
4. Du sollst Vater und Mutter ehren.

5. Du sollst nicht töten.
6. Du sollst nicht ehebrechen.
7. Du sollst nicht stehlen.
8. Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten.
9. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau.
10. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hab und Gut.

Hast Du es bemerkt, lieber Leser? Es sind drei Gebote, die sich auf Gott beziehen und sieben auf den Menschen (Deswegen erscheinen auch die ersten drei Gottes-Gebote auf einer, die anderen auf der anderen Steintafel). Genau genommen, hier sind es eigentlich vier Gebote und sechs Verbote. Ich selbst habe noch einen zurechtgemachten Text lernen müssen (z.B. „auf dass es dir wohlergehe...” usw.)

Sie sind die urhistorischen Grundgesetze unserer ganzen Ethik, sie sind übrigens jenes „Gesetz”, von welchem Jesus sagte: „Ich bin gekommen, um das Gesetz zu erfüllen”.

Hand aufs Herz, lieber Leser, hättest du sie noch fehlerlos hersagen können? Wenn du dies mit einem ehrlichen Ja beantworten kannst, dann kannst du Gott danken, denn es gibt so und so viele, die es nicht mehr können.

Nebenbei: Die Zehn Gebote gehören zum Wichtigsten, das nicht nur alle christlichen Konfessionen verbindet, sondern uns auch eine Brücke zu unseren jüdischen Brüdern und Schwestern schlägt. Ihrem Volke wurden sie von Gott geoffenbart. Und wie einfach sind sie, wie leicht verständlich, wie klar! Und was haben zahllose Denker, Philosophen, Theologen, Gegner, Literaten usw. alles über sie geschrieben, sodass damit ganze Bibliotheken zu füllen wären! Ich respektiere das zwar, anerkenne es und bemühe mich sogar, nachzulesen, Interpretationen durchzudenken. Und trotzdem habe ich stets erkennen können: Gott spricht immer einfach und verständlich zu uns.

Zum Abschluss ein Wort von einem Soldaten, der aber außerdem auch ein blitzgescheiter Mann und ein guter Christ war. Es war der General Charles de Gaulle, der gesagt hat: „Die Zehn Gebote sind deshalb so leicht verständlich, weil sie nicht von einer Fachkommission zusammengestellt wurden”.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe” Nr. 9 / 2001***

**Denkanstoß!**

## Weihnachtliche Randbemerkungen

Man mag über das Weihnachtsfest denken, wie man will - niemand kann sich diesem Fest entziehen. Auch Ungläubige und Laien feiern auf ihre Weise mit, sorgen für üppige Geschenke und schleichen sich vielleicht sogar in die Mitternachtsmette hinein, freilich „nur wegen der Stimmung".

Nachdenklicher werde ich, wenn ich an jene befreundete mohammedanische Familie denke, die nicht nur uns Weihnachtskarten schreibt, sondern selbst daheim einen Christbaum aufstellt. Dass das israelitische Hanukka-Fest gar manche Züge des Heiligen Abends angenommen hat, ist bekannt.

Umso bedenklicher ist es, wenn man überlegt, wie Christen, nicht immer nur Taufschein-Christen, dieses Fest als stressig oder konventionell erachten.

Freilich wuchert um den Sinn dieser Tage gar vieles, was wir selbst mitverursacht haben. Die immer mehr wachsende Konkurrenzierung der Geschenke, die so vielen überflüssigen Karten, die man schreibt (nicht alle sind überflüssig!), die zahlreichen Veranstaltungen und Weihnachtsfeiern, die den Zauber des Festes rücksichtslos vorwegnehmen, nur weil sich einige wichtiger vorkommen, als sie sind, oder weil man die Großzügigkeit der Firma oder des Vereines zur Schau stellen will.

Es wuchert freilich auch viel Kitsch um dieses Fest. Die unglückseligen, schäbigen Weihnachtsmänner, die nur der Geschäftstüchtigkeit dienen müssen, kitschige und kitschigste Weihnachtskarten (wobei es doch in der abendländischen Kunst so unvergleichlich schöne religiöse Motive gibt), Kunststoffwaren aller Art von Engelchen bis zu falschen Girlanden, die stets zunehmende weihnachtliche Straßenbeleuchtung, die Millionen kostet (während man in anderen Ländern hungert), und noch vieles andere tragen nur dazu bei, den guten Geschmack des denkunfähigen Volkes zu verderben. In diesem Sinne dienen die vielen Engelein, Jesulein, Krippelein und alles Sonstige geradezu dem Gegenteil des richtigen Weihnachtsgedankens. Eine „liebliche Idylle" geht am Geheimnis vorbei.

Was meine Absicht ist, wenn ich dies alles erwähne?

Meine Absicht ist es, meinen Lesern ins Gedächtnis zu rufen, dass alles Gesunde und Traditionelle an diesem Feste, die Lieder, die Bräuche, ja sogar der festliche Speisezettel, in Ordnung sind, solange man sich bewusst bleibt, dass die Hauptsache daran ist: Gott wird Mensch und bleibt doch weiter Gott. Er erlöst uns und „Er wird abwischen alle Tränen aus ihren Augen" (Offenb. Joh.). Mensch, werde wesentlich! Das will ich meinen Lesern zurufen.

Und noch etwas: Versucht in dieser Weihnachtszeit, euren Seelenbereich von so manchem überflüssigen Kitsch abzustauben. Das wäre eine große Aufgabe!

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 11 / 2001***

**Denkanstoß!**

## Wozu noch Feiertage?

In manchen Wohlstandsländern geht es heute um die Frage der Abschaffung des Sonntags im Geschäftsleben. Es ist ja ohnehin schon allgemein üblich, gewisse Geschäfte - Lebensmittelhandlungen, Souvenirläden und ähnliche - auch an Feiertagen offen zu lassen.

Es soll hier nicht darum gehen, absolute Notwendigkeiten ändern zu wollen, ohne deren Funktion der Mensch nicht mehr leben könnte, wie etwa das Krankenwesen, die Rettung, die öffentlichen Verkehrsmittel und dergleichen in Frage zu stellen. Das sei vorweggenommen. Es geht darum, dass man aus geschäftlichen Gründen bestrebt ist, Feiertage abzuschaffen, wie dies ja schon in vielen Fällen geschehen ist, etwa mit dem Fronleichnamstag, mit gewissen Marienfesten, dem zweiten Weihnachts- und Ostertag, ja in manchen Fällen sogar mit dem Dreikönigsfest, sondern um die angestrebte allgemeine Abschaffung der Sonntagsruhe zugunsten noch größerer Einnahmen.

Halten wir zunächst fest: Feiertage hat nur der Mensch, denn nur er ist imstande, sich vom fortlaufenden Leben zwischendurch freizumachen, um der Ruhe zu pflegen. Schon in der Bibel wird uns gesagt, dass Gott am siebten Tage ruhte. Dieses Innehalten ist mehr als nur Ausruhen von der Müdigkeit, es ist ein inhaltsreiches Innehalten, eine sinnvollere Pause, denn sie stellt die Verbindung zum Höheren her, zum Alten und zu den idealen Werten unserer Existenz. Am Feiertag sieht der Mensch nicht mehr nur die irdischen Notwendigkeiten, sondern das Unendliche. Der Festtag lenkt die Blicke nach oben, gibt uns die Gelegenheit, nicht immer nur vom Leben etwas zu erwarten, sondern auch dafür zu danken, dass man erhalten hat, was man benötigt.

Der Feiertag gibt uns Gelegenheit, in uns hineinzublicken, unsere inneren Dinge zu ordnen, vertrauensvoll nach oben zu schauen. Seine Aufgabe ist es auch, die Vergänglichkeit kurz vergessen lassen, einmal nicht nur an die kleinen Alltagssorgen zu denken, sondern das Leben einmal auch von der ruhigeren Seite zu betrachten. Er steht auf der Seite des Lebens, auch wenn es nur kurze Zeit so ist. Denn der Feiertag vergeht, die Nüchternheit der Wochentage aber bleibt bestehen.

Indem der Feiertag die Verbindung nach oben herstellt zum Idealen, zu den Werten des Lebens, ähnelt er der Kunst, denn auch die Kunst reißt uns aus dem Alltag heraus. Zwischen dem Feiertag und der Kunst gibt es viele Ähnlichkeiten wie zum Beispiel die Schönheit der Zeremonien, die Musik in allen ihren Formen, die Bildende Kunst. Im Mittelalter waren die Flügelaltäre an den Feiertagen offen, um die Gläubigen durch den Anblick der Kunstwerke und ihres Inhalts zu erheben.

Aber Feiertage geben uns auch Gelegenheit zu erkennen, dass der Mensch ein gottgewollt höheres Geschöpf ist als die übrige Kreatur, denn nur der Mensch kann feiern, innehalten, danken.

Demgegenüber kann man feststellen, dass die Feiertage immer mehr anders verwendet werden als zur Ruhe und zur Einkehr. Zu Weihnachten und zu Ostern macht man eine größere Reise oder man geht wenigstens Skifahren, all dies hebt freilich das Geschäft, sodass an diesen Tagen noch mehr eingenommen wird. So erinnern nur noch manche Äußerlichkeiten an den Feiertag: das große Angebot in den Auslagen, der zur reinen Ware herabgewürdigte Christbaumschmuck; nicht zu vergessen ist der verkommene und in hundertfachen Varianten auftretende Weihnachtsmann, ebenfalls eine Importware aus Übersee, der das christliche Kind in der Krippe immer mehr verdrängt. So wird der Feiertag bestenfalls zu einer Pause, um körperliche Erholung (?), vor allem aber „Abwechslung" zu erleben. Die christlichen Traditionen sind einer Verweltlichung zum Opfer gefallen, man hat sie aus unserem Leben ausgekocht... Man spricht ja selbst in einst christlichen Ländern nur mehr vom „Krampusfest" statt vom Heiligen Nikolaus, vom Weihnachtsmann, vom „Télapó", so die retrokommunistischen Ungarn und vom „Hasenfest" zu Ostern. Die Geburt des göttlichen Kindes wird so zu einem Märchen, Neujahr wird zur Begrüßung des jungen Jahres, kurz gesagt: wir erleben einen Rückschritt zum Heidentum.

Dabei bietet uns die moderne Zeit immer mehr Freizeit durch das stark verlängerte Wochenende, durch die streng geordnete Arbeitszeit, sodass unser Leben durch die modernen Errungenschaften wesentlich leichter geworden ist und nicht mehr so bedrückend, wie es früher einmal war. Das ist gut so, dagegen ist nichts einzuwenden, im Gegenteil!

Und trotzdem ist auch hier etwas zu sagen: So wie die Arbeit nicht ein Gegengewicht zum Nichtstun werden darf, so darf auch die Ruhezeit nicht sinnlos verstreichen. Man erlebt es oft, dass die allzu

viele Freizeit, mit der so mancher nichts anzufangen weiß, zwangsläufig zur Neurose führt, die bewirken kann, dass man in solchen Zeiten die Leere des eigenen Lebens erkennt, sodass man davon krank wird. Der Grund ist freilich, dass man dem Feiertag und der Ruhezeit keinen wirklichen Sinn gibt. Oder aber es geschieht umgekehrt, dass der Mensch durch seine leergebliebene Freizeit eingebildet wird, keine Notwendigkeit mehr zu einer Beziehung zu Gott empfindet, zu keiner inneren Reflexion mehr fähig ist, sodass sein Lebenszweck ein laufendes Wohlbefinden ist. Nicht zuletzt führt dann diese Haltung zum Ziele, aus dem Feiertag einen Wochentag zu machen.

Ich stelle die Frage: Warum geschieht die Entchristlichung oder die Sinnlosigkeit der Feiertage vor allem in den Wohlstandsländern? Wieso ist es den beiden großen religionsfeindlichen Diktaturen nicht gelungen, unsere Feiertage zu vernichten, obwohl man es auf verschiedene Weisen versucht hatte? Und umgekehrt: Wie kommt es, dass in jenen Ländern, in denen die Not groß ist, die Kirchen immer noch voll sind, die Menschen ihre Feiertage mit viel mehr Liebe mitfeiern als dort, wo solche Feiern nur noch zur Folklore geworden sind? Wie erklärt es sich, dass dort, wo das Unglück zuschlägt (z.B. am 11. September 2001 in den USA) auf einmal sich die Kirchen füllen und Tausende von Menschen Kerzen anzünden und beten? Bitte, liebe Leserinnen und Leser, denken Sie selbst ein bisschen weiter, Sie werden die richtige Antwort sehr leicht finden.

Lassen Sie mich diese Betrachtung mit den Worten zweier großer Männer der Antike beenden:

Demokrit (IV. Jh. vor Christus) sagt: „Die Tage ohne Feiertage sind wie ein Weg ohne Einkehrmöglichkeit", und der gute alte Ovid schreibt in seinem Werk („Fasti"): „Der Hirte bereitet sich auf das Fest vor, betet, dass keine Krankheit, kein Unglück ihn treffe und auch um Wachstum, Milch und Wolle".

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 2 / 2002***



**Das Gnadenbild von Tschiklowa**

## Geschichtliche Notizen, sofern sie für die Geschichte des Gnadenbildes von Tschiklowa von Belang sind

Die ersten Bezeichnungen, unter denen unser Banater Gnadenort erwähnt wird - Chyglovo und Cheglo - sind wohl Namen slawischen Ursprungs.

Vor dem 14. Jahrhundert gehörte der Ort zur Burg Illed (Iladia). Seit dem 14. Jahrhundert bestand ein rumänischer Bezirk, zu dem Chyglo 300 Jahre lang gehörte. Johann Heinrich Schwicker schreibt in seiner „Geschichte des Temeser Banates":

„Die Bewohner... des Komitates Krasso und der ganzen Gebirgsgegend waren zur Zeit König Ludwigs I. Walachen. Im Jahre 1373 befahl nämlich Ludwig sämtlichen Bewohnern des Distriktes Temesköz «militibus nobilibus clientibus et valachalibus», dem Grafen von Temes P. Heem zu gehorchen." (Der Name Heem wurde später zu Himfy magyarisiert).

Nach dem Sieg des ungarischen Königs Ludwig I. des Großen von Anjou über die Bulgaren im Jahre 1366 kamen katholische Bulgaren ins Banat. Ein Teil davon wurde im Gebiet der sogenannten „Kraschowänischen Gemeinden" ansässig. Damit begann jene Besiedlung, die sich im 15. und 16. Jahrhundert und schließlich im 18. Jahrhundert fortsetzen sollte, als weitere Südslawen aus Bosnien, Kroatien usw. ins Banat kamen. Die Seelsorge dieser Bevölkerung wurde aus Kroatien betrieben. Die Bevölkerung dieser sieben Gemeinden nennt sich Kraschowäner, spricht einen eigenen slawischen Dialekt und hat eigene Trachten und Volkssitten.

Im 15. Jahrhundert wird Chyglobanya erwähnt, was auf Gruben schließen lässt. Diese Gruben haben zur Ungarnzeit bestanden, wurden dann aber von den Türken nicht mehr ausgebeutet. Die Türken zerstörten übrigens auch die alte Burg Illed.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als Veterani an der Unteren Donau seine Siege über die Türken errang, erschienen die ersten Lebenszeichen mehrerer ehedem „schweigender Ortschaften". Zu ihnen gehörte auch Tschiklowa.

1694 erbaten mehrere Geschworene aus Tschiklowa die Befreiung ihres Richters und eines Mannes aus Iladia, die von den Kaiserlichen in Karansebesch gefangengehalten wurden. Dies ist ein stichhältiger Beweis dafür, dass Tschiklowa selbst unter den Türken seine

Ortsbehörde - Richter und Geschworene - erhalten hatte. Zu dieser Türkenzeit lebten in der Gegend Rumänen und einige romanisierte Bulgaren, zu denen sich dann in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts Einwanderer aus Oltenien gesellten.

1699 gelangte Tschiklowa nach dem Frieden von Karlowitz in den königlich-ungarischen Fiskus.

Pfarrer Augustin Wendeschu schrieb um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Tschiklowaer Pfarrgeschichte („Memorabilia Parochiae Csiklovensis"), welche 1816 von Pfarrer Michael Podzemszky begonnen worden war: „Ante annos 150 id est 1700 primi malleatores Csikloviam venerunt Martinus Windberger et Josephus Lang".

Somit erschienen im Jahre 1700 die ersten deutschen Siedler, die als Hauer hingekommen sind. Sie waren wohl die ersten katholischen Siedler. Vor ihnen gab es zwar die ungarischen Verwaltungsbehörden, die jedoch ihren festen Wohnsitz nicht in der Gemeinde hatten.

Laut Szentkláray zog zu jener Zeit die Bevölkerung bereits zu einem aus der Türkenzeit erhaltenen Marienbild unbekannten Ursprungs. Dieses Bild wurde seit Menschengedenken von aufeinanderfolgenden frommen Einsiedlern behütet. Eine Legende berichtet, dass ein frommer alter Einsiedler eines Tages in seiner Felsenhöhle tot aufgefunden wurde. Sein Leichnam lag vor diesem Marienbild, das zu seinen wenigen Habseligkeiten gehörte. Hierauf begannen die Gläubigen des Ortes und der Umgebung, dorthin zu pilgern.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts stand auf dem Felsen schon eine kleine Kapelle. Als später immer mehr deutsche und böhmische Einwanderer kamen, musste diese erweitert werden.

1711 standen in Tschiklowa laut Wiener Hofkammerarchiv bereits 166 Häuser, wodurch der Ort zur größten Siedlung der ganzen Umgebung wurde.

Im Jahre 1727 wurden am Tage Mariä Heimsuchung (2.Juli) das neue Gotteshaus geweiht. Schon damals wurde die Kirche als „locus gratiarum" (Gnadenort) bezeichnet. Die deutschen Siedler nannten das Kirchlein „Maria-Fels". Bischof Ladislaus Graf Nádasdy erwirkte dem Wallfahrtsort für den Tag Mariä Heimsuchung einen vollkommenen Ablass. Neben der Kirche blieb die Klause des Einsiedlers erhalten. Dieser galt als Angestellter der Bergwerksdirektion und erhielt eine jährliche Pension von 50 Gulden.

Die Zahl der Pilger und die Beliebtheit des Gnadenortes nahmen ständig zu, sodass Bischof Adalbert Baron Falkenstein im Jahre 1734 in Rom weitere Ablässe für den 15. August und den 8. September erwirken konnte.

1737 entbrannten die unseligen Türkenkriege von neuem. Ihnen folgte eine Zeit der Unsicherheit, die auch die Kirche zu spüren bekam: 1739 musste der Einsiedler sämtliche Wertgegenstände und vor allem das Gnadenbild wieder in einer Höhle verstecken.

„Nach der Vertreibung der Türken aus den östlichen Komitaten (des Banates; Anm. T.L.) wanderten mehrere walachische Abteilungen aus der Walachei und aus Siebenbürgen daselbst ein und zogen von den bergigen Höhen dieser Gegend herab in die verheerten Ortschaften.

...dass am 6. August 1765 aus der Türkischen Walachei (= Oltenien) 227, so wie früher 535 romanische Transmigranten herüber flüchteten". (Joh. Heinrich Schwicker, S.440 & 441).

Inzwischen wurde 1748 die Tschiklowaer Kirche zur Filialkirche der Pfarrei Orawitza. Später, im Jahre 1766, ist endlich eine „Capellania localis" in Tschiklowa selbst zustande gekommen.

1722 beschloss die Bergdirektion, dem Einsiedler keine Pension mehr zu zahlen, sodass dieser nunmehr auf die Spenden der Wallfahrer angewiesen war.

1777 fand eine neuerliche Vergrößerung des Gotteshauses statt: Man beließ die frühere Kapelle als Heiligtum (Altarraum) und baute ein größeres Schiff und einen Turm dazu. Zu dieser Zeit entstand die Legende, laut der die neue Kirche ursprünglich im Dorf hätte erbaut werden sollen. Zu diesem Zwecke brachte man - so berichtet die Legende weiter - das Gnadenbild mehrmals zur Stelle, an der die neue Kirche hätte entstehen sollen. Während der Nacht geriet das Bild jedoch auf wunderbare Weise wieder hinauf auf den Felsen, wo sein ursprüngliches Heiligtum stand. Hierauf entschloss man sich, die neue Kirche doch wieder auf dem Felsen zu errichten.

1798 erweiterte Papst Pius VI. das Privileg des vollkommenen Ablasses auf das ganze Jahr. Im Jahre 1805 wurde dann Tschiklowa zur selbstständigen Pfarre. Der erste Pfarrer hieß Friedrich Moritz.

Am 6. Oktober 1817 wurde der Wallfahrtskirche von Tschiklowa die große Ehre eines kaiserlichen Besuches zuteil: Kaiser Franz I. und Kaiserin Caroline-Auguste, die die Tschiklowaer Münze besuchten, knieten um 11 Uhr vormittags vor dem Marienbild, was in der „Historia Domus"

(„Memorabilia Parochiae Csiklovensis") mit Dankbarkeit und Stolz vermerkt wurde.

Am 12. Mai 1854 geschah dann jenes Ereignis, das zum bekanntesten Wunder der Gnadenmutter von Tschiklowa wurde: Das Mädchen Elisabeth Windberger, Tochter des späteren Mesners Karl Windberger, stürzte beim Spielen vom Felsen in die Tiefe. Die Mutter, die das Unglück sah, fiel auf die Knie und bat Maria um Schutz, worauf ihr Kind mit nur leichten Verletzungen unter dem Felsen geborgen werden konnte.

Am 7. Jänner 1855 drangen Diebe in die Kirche ein und entwendeten den Schmuck, der dem Gnadenbilde geopfert und dargebracht worden war. Es waren dies Edelsteine, Perlen, Gold- und Silbergegenstände, mit denen die Gestalten der Gottesmutter und des Kindes behangen worden waren. Zurück blieb nur das beschädigte Gnadenbild.

Infolge dieser Ereignisse erfolgten im gleichen Jahr Restaurierungsarbeiten. Der in Orawitza lebende Kunstmaler Richard Puchta malte für den linken Seitenaltar, der bis dahin dem Heiligen Dominikus geweiht war, ein neues Altarbild, welches die Heilige Mutter Anna mit ihrer Tochter Maria bei deren Unterweisung darstellt. Im Hintergrund des Bildes erblickt man die Wallfahrtskirche von Tschiklowa in ihrer Landschaft. Übrigens erregte dieses Bild bei einer Ausstellung in Wien Aufsehen. Richard Puchta war es auch, der das Hochaltarbild von Orawitza - eine Kreuzigungsgruppe von Wagenschön - restaurierte.

Die Herstellung des Heilige Anna-Altares war nur ein Auftakt zur Renovierung und allgemeinen Verschönerung der Gnadenkirche. In den Jahren 1859 - 1860 wurde unter den Pfarrern Johann und Josef Muszkálay der Hof vergrößert, ein von Heiligenstatuen gesäumter bequemer Treppenweg zur Kirche geführt und neue Bemalungen und Vergoldungen im Inneren der Kirche vorgenommen.

1877 vermerkte Pfarrer Josef Albetz in seinem Inventar erstmalig zwei „Goldkronen", die die beiden Gestalten des Gnadenbildes krönen.

## Gedanken über das Gnadenbild

Kanonikus Eugen Szentkláray, dessen Absicht es war, eine Geschichte der Banater Pfarrgemeinden herauszugeben, mit der er aber leider nur bis zum Buchstaben „B" gelangte, schrieb in dem hinterlassenen Material, das er über Tschiklowa gesammelt hatte: „Schon 1700... pilgerte das Volk zu einem aus der Türkenzeit erhaltenen Bild der Gottesmutter".

Daraus geht hervor, dass es also schon um 1700 eine Wallfahrt zu unserem Gnadenbilde gab.

Woher das Bild stammt, konnte bis heute noch nicht festgestellt werden. Wir können jedoch gewisse Vermutungen formulieren. Ebenfalls Szentkláray stellte fest, dass dieses Gebiet zur Türkenzeit von Rumänen und romanisierten Bulgaren bewohnt war, zu denen sich später weitere Rumänen aus Oltenien gesellten. Freilich fehlte auch die ungarische Verwaltungsbehörde nicht.

Die ersten deutschen Siedler kamen jedenfalls um 1700 nach Tschiklowa. Sie fanden bereits den Brauch des Wallfahrens zum Gnadenbild vor. Dies alles weist darauf hin, dass das Bild schon vor der Ansiedlung deutscher Einwanderer verehrt wurde. Wegen der zahlreichen Unruhen zur Zeit der Türken hatte man es immer wieder verstecken müssen.

Ohne jeden Zweifel war das Gnadenbild von Tschiklowa ursprünglich eine Ikone. Diese wurde zu einem viel späteren Zeitpunkt im Zuge einer Restaurierung übermalt und der Geschmacksrichtung des 19. Jahrhunderts angepasst. Dies würde es erklären, wieso das Bild schon vor 1700 - da es noch keine Deutschen in Tschiklowa gab - verehrt wurde.

Da diese ehrwürdige Ikone mit der Zeit durch verschiedene Ereignisse in ihrer äußeren Schönheit stark beeinträchtigt wurde (mehrmaliges Verstecken in einer Höhle mit ungünstigen klimatischen Verhältnissen, Betasten durch Pilger, Behängen mit schmückenden Beigaben, Beschädigungen durch Diebe usw.), hat man sie im 19. Jahrhundert im Zuge der allgemeinen Restaurierungen der Kirche in Ordnung gebracht und übermalt. Restaurierung gab es: 1859 - 1860 unter den Pfarrern Augustin und Josef Wendeschu, nach 1873 unter Pfarrer Josef Albetz (Pfarrer von 1873 bis 1909), nach 1909 unter Pfarrer Balindor Johann (1915). Wahrscheinlich geschah dies bei der Restaurierung um 1859 - 1860, und es ist keineswegs ausgeschlossen, dass es vielleicht

ebenfalls Richard Puchta war, der dem Gnadenbild sein heutiges Aussehen gab.

Hier sei einiges Grundsätzliche über die Ikonenmalerei erwähnt. In der Ostkirche herrschen sehr strenge Malvorschriften, da die Ikonenmalerei jedes einzelne Bild auf einen Urtypus zurückführt. Im Falle der Gottesmutter wäre das Urbild ein Gemälde, welches der Evangelist Lukas von Maria gemalt hätte. Von diesem einen Bild leiten sich alle Marienbilder ab, und die Maler dürfen die Züge der Jungfrau nicht eigenmächtig gestalten, sondern von guten Vorbildern gleichsam kopieren.

Zu diesen strengen Malvorschriften gehören auch die verschiedenen Typen, wie man Maria darstellen darf. Es gibt den Typus der „Liebenden Mutter", den der „Nährenden Mutter", der „Helfenden Mutter" usw. Unser Tschiklowaer Gnadenbild entspricht in seiner ganzen Haltung und in den Details dem Marientypus der „Wegweisenden Mutter", der „Hodegetria". Dieser Name stammt von der Hodegon-Kirche in Konstantinopel, die 1453 im Türkensturm zerstört wurde. Den Namen „Wegweiserin" erhielt dieser Typus deswegen, weil Maria auf solchen Bildern auf ihren Sohn hinweist, der ja der wahre Weg ist („Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!").

Gleichzeitig weist aber auch das Kind auf seine Mutter, die wiederum die beste Fürbitterin ist. Den Kopf Marias bedeckt das Maphorion-Tuch, welches bei der Restaurierung bzw. Übermalung ebenso belassen wurde wie der vorgeschriebene Goldgrund.

Da das Bild schon nachweislich vor 1700 verehrt wurde, in seiner heutigen Form aber eindeutig dem Geschmack des 19. Jahrhunderts entspricht, kann es nur übermalt worden sein. Wäre es in seinem Zustand von 1700 (oder früher) erhalten geblieben, dann wäre die Malweise

- entweder die einer Ikone, also viel abstrakter, vergeistigter und ohne jede voluminöse Andeutung von Wangen, Körperformen u.dgl., sowie mit den vorschriftsmäßigen kennzeichnenden Aufschriften, die die Gestalten einer Ikone erkenntlich machen müssen,

- oder es wäre ein Bild, das im Barockstil gemalt worden wäre. Dass es keine barocken Formen hat, liegt auf der Hand: Die strengen Haltungen der beiden Gestalten, die Gesten, die Bekleidungsstücke usw. wären viel bunter und bewegter.

Nun stimmt aber keines von beiden, denn das Gnadenbild zeigt sich uns heute in einer Bemalung, wie es ungefähr dem Geschmack der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprach.

Die Typen und Haltungen der Gestalten entsprechen aber absolut den Vorschriften einer Ikone. Lediglich einiges ist anders geworden: die voluminöse Darstellung der Figuren, die naturalistischen Kleiderfalten und schließlich die Tatsache, dass der kleine Jesusknabe hier ein wirkliches Kind ist und nicht ein kleiner dargestellter Erwachsener, wie dies in der Ikonenmalerei gefordert wird. Auch fehlen heute die auf einer Ikone obligaten Schriftzeichen, welche die dargestellten Personen kennzeichnen müssen.

Wie wir sehen, sind das alles Eigenschaften, die durch eine einfache Übermalung verändert werden konnten, während man die Haltung und die Form schon aus Gründen der Popularität belassen hat. Man stelle sich einfach die Geisteshaltung des restaurierenden Malers vor: Er hatte ein ziemlich mitgenommenes und beschädigtes Bild vor sich, gemalt nach der alten Manier der östlichen Christen. Er sollte es restaurieren.

Hier muss man bedenken, dass die große Masse der Verehrer katholisch war und daher die strengen Malvorschriften der Ostkirche nicht kannte. Sicher waren auf dem Bild auch Nagelspuren vorhanden, die von früher angebrachten (und später gestohlenen) Schmuckstücken stammten. Man kennt solche brutale Schmückungsmethoden zur Genüge von zahllosen Beispielen anderer Wallfahrtsorte... Diese Löcher mussten verschwinden, und die wahrscheinlich auch von vielem Kerzenrauch nachgedunkelte Ikone sollte aufgehellt werden. Gleichzeitig nahm sich der Restaurator das Recht heraus, die beiden Gestalten - ohne ihren Typus und ihre Haltungen zu verändern - etwas volksnäher, dem Geschmack der Zeit entsprechend, erscheinen zu lassen, war er doch selbst nicht dem strengen Kanon der Ostkirche unterworfen. So erklärt es sich, dass wir heute ein Gnadenbild vor uns haben, welches in seiner Grundhaltung einer Ikone entspricht, während die Malweise mit absoluter Sicherheit in eine ziemlich nahe Vergangenheit verweist.

Was die Herkunft der ursprünglichen Ikone betrifft, kann man vorerst nur Vermutungen aussprechen; es könnte sich entweder um eine frühere rumänische Ikone handeln oder um eine jener „romanisierten Bulgaren", von denen die Rede war, oder um eine Ikone, die - wenn wir einer mündlichen Überlieferung Glauben schenken wollen - von irgendeinem Strom einwandernder Kraschowäner mitgebracht worden wäre. Letzteres würde auch die besonders starke Verehrung der Gottesmutter von Tschiklowa durch dieses Volk erklären.

Genaueres könnte nur eine fachmännische Untersuchung nach modernen Methoden feststellen. Schon eine Röntgen-Durchleuchtung des Bildes ließe vielleicht manches erkennen, so etwa kleinere Typusmerkmale, die bei der Restaurierung verändert worden sind, vor allem aber auch jene Schriftzeichen, welche die Gestalten einer Ikone eben kennzeichnen (wahrscheinlich waren links und rechts über Maria die Zeichen MP THOU = griechisch abgekürzt: Meter Theou, Mutter Gottes, über dem Kind ICXC = Isus Hristos - griechisch - und im Glorienschein des Jesuleins die drei Buchstaben = Der Seiende). Diese Aufschriften sowie eventuell vorhanden gewesene Glorienscheine hat der Restaurator weggelassen. Tat er es vielleicht auch, weil er wusste, dass im Zuge einer in jener Zeit üblichen Sitte die beiden Gestalten je eine Goldkrone erhalten sollten?

# Über die Krönung von Gnadenbildern

Wenn in Tschiklova im Jahre 1877 - also nach der großen Kirchenrestaurierung von 1855 - „zwei Goldkronen" mit je drei Edelsteinen im Inventar des Pfarrers Josef Albetz aufscheinen, so ist dies ein Zeichen, dass die Kronen vor diesem Datum angebracht worden sind.

Vor 1855 waren sie noch nicht da, sonst hätten sie die Diebe mitgenommen, da sie ja nachweislich das Gnadenbild seines Schmuckes beraubten. Unser Gnadenbild wurde daher irgendwann zwischen 1855 und 1877 „gekrönt". Vielleicht war die Restaurierung des Bildes aus diesem Anlass geschehen!

Hier folgen einige Worte über den (barocken) Brauch, Gnadenbilder der Muttergottes zu krönen; den Titel „Königin" - auf Maria bezogen - hat um das Jahr 900 ein Mönch namens Alkuin geprägt. Bald wurde er immer mehr verwendet. Hermann der Lahme hinterlässt uns das bekannte „Gegrüßet seist Du, Königin". Im „Libellus de corona Virginis", das man Ildefonso von Toledo (+ 667) zuschreibt, das aber wahrscheinlich von einem unbekannten Dichter des 12. Jahrhunderts stammt, kommt der Satz vor: „Corona aurea super caput eius". Fürstinnen und Herrscher beschenkten oft die Gnadenbilder mit wertvollem Schmuck und Edelsteinen. Seit 1600 kamen dann immer mehr die „kanonischen Krönungen" der Marienbilder in Brauch, die besonders von Hieronymus da Forli gefördert wurden. Bald genehmigte der Vatikan solche Krönungen von Gnadenbildern. Im Jahre 1836 spendete Graf Alexander Sforza ein beachtliches Kapital zur Anschaffung von Diademen und Kronen für Gnadenbilder.

Auf dieser Art wurden besonders verehrte Marienbilder gekrönt. Solche wundertätigen Madonnen sollten jedoch mindestens 100 Jahre alt sein. 1899 gab es bereits über 400 gekrönte Marienbilder in aller Welt, von denen wir einige nennen wollen:

- „La Bruna" in Neapel (das Vorbild zur Muttergottes von Radna);
- „Santa Maria in Traspontina"-Kirche in Rom;
- die Muttergottes von Tschenstochau (Polen), ebenfalls eine Ikone;
- die Schutzmantelmadonna von Nancy (Frankreich);
- die Muttergottes von Maria-Plain bei Salzburg (1779), die der Fürstprimas von Ungarn, Nikolaus Graf Csáky, krönte. Zum 25. Jahrestag dieser Krönung schuf Mozart seine berühmte „Krönungsmesse".

- 1820 krönte Bischof Alexander Rudnay (von Großwardein) das Bild von Maria-Radna.

## Verwendete Literatur:


- Sim. Sam. Moldovan: „Montan-Ciclova", Verlag „Kaden", Orawitza, 1931;
- Johann H. Schwicker: „Geschichte des Temeser Banates", Budapest, 1872;
- Vasile Murgu: „Monografia comunei Ciclova-Montană", Verlag „Kaden", Oravița, 1929;
- Franz Schmidt: „Geschichte der Wallfahrtskirche von Ciclova", Verlag „Kaden", Orawitza, 1925;
- Eugen Szentkláray / Franz Schmidt: „A Csiklovai kegytemplom és plébánia története" (Manuskript, 1974);
- Traian Simu: „Originea Craşovenilor", Lugoj, 1939, Tipografia „Corvin".



***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 7 / 2002***

**Denkanstoß!**

## Über Gott und über das Lachen

So wie es viele Religionen gibt, so gibt es auch zu diesen Religionen die entsprechenden Bücher. Alle Religionen kenne ich freilich nicht, jene aber, die ich kenne, haben alle solche Bücher, in denen sehr viel Ernstes nachzulesen ist, sehr wenig hingegen vom Lachen. Zwar bilde ich mir keineswegs ein, ein Fachmann zu sein, eines aber bin ich sicher: neugierig. Und diese Neugierde hat mich dazu getrieben, mir einmal die Frage zu stellen, ob es in den Büchern meiner Religion Berichte über das Lachen gibt.

In dem Bericht, wo Abraham und seine Frau den Besuch jener drei Boten empfangen, kommt nicht nur das Lachen vor, sondern es wird dort sogar über Gott gelacht. Auf den Hinweis der drei Jünglinge, dass er und seine Frau noch einen Sohn bekommen werden, folgt in der Schrift das Wort: „Da fiel Abraham auf sein Gesicht nieder und lachte". Sicher lachte er, weil er sich dabei dachte, wie es denn möglich sei, dass er als Hundertjähriger und seine Frau als Neunzigjährige noch ein Kind bekommen sollten. Es ist immerhin noch nett von ihm, dass er sein Lachen verbarg. Sarah, seine Frau, macht es noch diskreter, denn von ihr heißt es: „Sie lachte still in sich hinein". Im Vers 14 heißt es dann allerdings: „Ist beim Herrn etwas unmöglich?" - worauf beide merken, dass ihr Lachen eigentlich ungeziemend war. Immerhin sagt Sarah (Gen. 21, 6) dann: „Gott ließ mich lachen; jeder, der davon hört, wird mit mir lachen". Es war also kein richtiges „Auslachen" der Gottesworte, sondern zuerst eben ein verwundertes, dann ein freudiges Lachen. Lachen aber ist menschlich, daher, wenn die Gesinnung gut ist, auch richtig. Es heißt dann auch noch bei Job 8: (Job 8, 8-21): „Mit Lachen wird er deinen Mund noch füllen, / deine Lippen mit Jubel." Im Psalm 126 heißt es, dass sich das Schicksal der Gefangenen Zions zum Besseren gewandt hat, „da war unser Mund voll Lachen". In dem Buch der Sprüche 14 kommen die Worte vor: „Auch beim Lachen kann ein Herz leiden". Es gibt auch noch andere Stellen, wo vom Lachen die Rede ist.

Im zweiten Teil unserer Heiligen Schrift, im Neuen Testament, habe ich keine Stelle gefunden, in der ausdrücklich über das Lachen berichtet worden wäre. Immerhin lasse ich da meine Phantasie ein wenig

spielen und kann mir zum Beispiel vorstellen, dass Jesus, als er da auf einmal den kleinen Zachäus auf dem Baum oben bemerkte, sicherlich gelacht hat. Ganz sicher bin ich, dass er den kleinen Mann nicht mit einer seraphisch faden Miene angesprochen hat, wie man so und so oft diese Stelle vorgelesen bekommt, sondern mit einem fröhlichen Ton in der Stimme. Ich stelle es mir ungefähr so vor: „Zachäus, was tust denn du da oben?" Und auf dessen Antwort, dass er Jesus sehen wolle, hat dieser wahrscheinlich gesagt: „Also komm doch herunter, wir gehen dann miteinander zum Essen, dann siehst du mich aber besser als von da oben!".

Eine zweite Stelle, bei der ich ganz sicher bin, dass Jesus auch lachte, ist die Hochzeit zu Kanaan. Man geht doch nicht zu einer Hochzeit, um sich dort zu fadisieren, nicht wahr? Und bei dieser Hochzeit ging es fröhlich zu, denn bald waren die Weinkrüge leer. Menschen, die Wein trinken, noch dazu bei einem Fest, haben eine frohe und lockere Zunge.

Jesus war ganz sicher auch lustig und fröhlich. Das beweist auch die Tatsache, dass er sein allererstes Wunder deswegen tut, um Menschen zur Fröhlichkeit anzueifern. Jesus mag keine faden Gesichter um sich, deswegen geht er auch oft - sehr oft! - in Gesellschaften. Ich überlasse es jedem Leser nachzusehen, wie oft Jesus in Gesellschaft und bei Tische ist. Nein, fad ist er ganz sicher nicht gewesen, dieser Jesus! Auf dieser Erkenntnis beruht wahrscheinlich das alte deutsche Sprichwort: „Ein trauriger Christ ist ein trauriger Christ". Nur eines allerdings könnte man aus diesen meinen Überlegungen herauslesen: Fröhlich sein? Ja! - Lachen? Ja! Irgendwo im Hintergrund unserer Haltung sollte allerdings immer der Gedanke sein: Könnte Jesus sich jetzt hier auch mit uns zusammen unterhalten? Wenn ja, dann nur drauf los! Weitermachen!

Wenn man aber sich selbst sagen müsste, es wäre besser, das Kreuz auf der Wand umzudrehen, weil unsere Unterhaltung gewisse Grenzen überschritten hat..., dann, lieber Leser, dann... na ja, bitte, denken Sie weiter!

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 8 / 2002***




**Die Wallfahrtskirche in Tschiklowa, auf alten Ansichtskarten**



**Denkanstoß!**

## Pünktlich? Unpünktlich?

Es gibt keinen Zweifel: Pünktlichkeit ist ein Zeichen der Ordnungsliebe und wird in den meisten Fällen mit Dankbarkeit anerkannt und wahrgenommen.

„Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige" - das Wort stammt, wie man erwartet, von einem König: von Ludwig XVIII. von Frankreich (er regierte 1814 bis 1824), und es lautet im Original: „L´exactitude est la politesse des rois".

In der k.u.k. Armee hieß es demgegenüber: „Fünf Minuten vor der Zeit ist des Soldaten Pünktlichkeit". Man fragt sich, ob dieses „vor der Zeit" dann noch Pünktlichkeit ist. Alles im Leben ist eben relativ, wie etwa eine Hausfrau, die ihre Gäste erwartet, meistens wenig erfreut ist, wenn diese „vor der Zeit" erscheinen.

Es bleibt kein Zweifel: Pünktlichkeit ist auf jeden Fall ein Zeichen der Korrektheit, sie beweist Selbstdisziplin und auch Selbstsicherheit, lässt merken, dass der / die Pünktliche geordnet zu denken versteht, das heißt, dass er / sie früh genug und auch im Vorhinein seine / ihre Dinge ordnet. Vor allem aber ist Pünktlichkeit ein Zeichen des Respekts gegenüber dem Wartenden.

Kleine Ausnahmen gibt es freilich, denn schon die Römer wussten es: „Keine Regel ohne Ausnahme" und: „Die Ausnahme bekräftigt die Regel". So eine kleine Ausnahme wäre die bereits erwähnte, wenn ein Gast ein wenig (ich sage: ein wenig!) später kommt als vorgesehen, denn eine Gastgeberin hat immer „noch etwas" zu erledigen. Aber, wie gesagt: Das muss die Ausnahme bleiben, und dabei sollte man nicht vergessen, dass man heutzutage, falls eine selbst nur kleine Behinderung eintreffen sollte, man seine Verspätung telephonisch melden kann.

Leute, die (viel) zu früh daherkommen, sind gegebenenfalls ebenso unangenehm wie Verspätete. Nehmen wir als Beispiel den Beginn eines Theaters oder Konzertes. Ich komme pünktlich, finde aber schon meine ganze Sitzreihe besetzt, obwohl es noch nicht knapp vor dem Beginn ist. Ich muss dann zu meinem Sitzplatz, indem mehrere deswegen aufstehen müssen. In diesem Falle sage ich nur „Danke", entschuldige mich aber nicht. Eine Entschuldigung spreche ich nur im Falle meiner

selbstverschuldeten Verspätung aus (ich begebe mich zu meinem Innensitz, indem ich den Aufstehenden ins Gesicht sehe und ihnen nicht den Rücken zudrehe).

Was aber ist mit der Unpünktlichkeit?

Es gibt immer wieder Leute, die es irgendwie fertig bringen, „nicht fertig geworden" zu sein. Sie „schaffen es einfach nicht", pünktlich zu sein und glauben selbst an diese ihre These. In ihrem tiefsten Inneren bewundern sie irgendwie jene, die pünktlich sind, können es aber bei sich selbst nicht erreichen.

Solche Leute denken einfach falsch; sie denken immer, dass alles problemlos vor sich gehen wird. Sie sehen nur jene Zeit, welche den Weg ausmacht, wenn absolut nichts dazwischen kommt. Sie denken nicht daran, dass irgendwo ein Weg versperrt ist, dass man einen Umweg machen muss, dass einem irgendetwas Kleines zustoßen kann (ein Taubenschmutz zum Beispiel, den man dann vor der Einladung noch entfernen muss), beim Einkauf denken sie nicht an die eventuellen Zahlschlangen bei der Kasse, wo dann noch vor dem Betroffenen womöglich drei Käufer mit dem Einkaufswagerl und -korb stehen, nachdem sie für eine mehrköpfige Familie für die ganze Woche eingekauft haben...

Dann schauen diese Idealisten der Unpünktlichkeit nervös auf ihre Uhr, stellen womöglich noch fest, dass diese stehen geblieben ist oder falsch geht... und die Gastgeber können warten und zusehen, wie alles anbrennt... Solche, die mit dem Auto fahren, denken nicht an mögliche Lastwagen, an Fuhrwerke, an Tiere auf der Straße (Almabtrieb, Gänse, wegen irgendwelchem Unfall stehen gebliebene Fahrzeuge usw.) oder gar, dass sie selbst jemandem, der in Not ist, helfen müssen. Endlich angekommen, folgt dann das Parkproblem, welches wieder eine Zeit des Suchens und Findens, aber auch des Fußmarsches zum Haus bedeutet. Fazit: Pünktlichkeit zahlt sich aus, denn es kann auch schief gehen, wenn man zum Beispiel zum Bahnhof oder zu einem Bus muss und die Zeit drängt. Es gibt Wartesäle, aber keine Wartezüge, das ist einmal sicher. Also macht es sich bezahlt, früh genug seine Pläne einzurichten.

Es gibt dann jene, besonders Hausfrauen, die immer etwas finden, das sie „noch schnell" erledigen müssen, die viel zu spät an das Abdrehen des Gases oder des Stromes, an das Schließen der Fenster usw. denken, und inzwischen „fugit irreparabile tempus", das wussten schon die alten Römer; die Zeit läuft unbarmherzig weiter.

Dann kommen sie endlich - verspätet - am Ziele an. Die Gastgeberin lächelt gezwungen, der / die Ankommende schaut ihr mit einem (ebenso gezwungenen) Lächeln in die Augen und versucht (umsonst) alles damit zu glätten, dass er / sie sagt: „Es war halt heute viel los - komisch, nicht wahr?" Die Einladung beginnt mit einer Peinlichkeit - schade - nicht wahr?

Schließlich gibt es jene, die meiner Meinung nach die Unpünktlichkeit geradezu zum Diebstahl werden lassen. Ich denke etwa an jene, welche mehrere Menschen warten lassen. Man ist zum Beispiel Teilnehmer einer Gruppenreise, hat noch ein Ziel vor sich oder eine Führung, da sind schon alle da, nur eine(r) fehlt... Jetzt müssen an die dreißig warten, bis die fehlende Person endlich von irgendwoher auftaucht, womöglich nichts sagt, als ob nichts geschehen wäre. Das, liebe Leute, ist, ehrlich gesagt, gemein, denn hier wird die Zeit nicht nur einer Person gekürzt, sondern einer ganzen Gruppe. Zeit aber ist Geld, sagt das englische Sprichwort. In diesem Falle bedeutet diese Abkürzung durch Unpünktlichkeit eine Verkürzung der Zeit, die man für die Fahrt oder gar für die Führung benötigt hätte. Stiehlt jemand einem das Börserl, so ist dies Diebstahl. Stiehlt er aber einem die Zeit, so sollte er nicht vergessen, dass „Zeit ist Geld" etwas bedeutet. Er / sie würde es verdienen, dass man es ihm / ihr zumindest ehrlich vorwirft.

Zum Schluss, meine lieben Leser, will ich mich zwar nicht zu hoch auf ein Ross schwingen, um einen König zu korrigieren. Man erlaube es mir aber, da ich mich nicht mehr in der Zeit Ludwigs XVIII., sondern in unserer sehr hektischen Zeit, die noch viel erbarmungsloser dahinrennt als damals, als dieser König Frankreich regierte, dessen Spruch ein wenig an unsere Zeit abwandelnd anzupassen. Ludwig XVIII. sagte:

„Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige". Ich darf dies aus heutiger Sicht verkürzt sagen: „Pünktlichkeit ist Höflichkeit".

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 8 / 2002***

**Denkanstoß!**

## Über Fanatismus und Toleranz

Man spricht oft und viel in der heutigen Zeit vom Fanatismus und denkt dabei vor allem an eine verknöcherte Haltung eines Menschen, der nur seine eigene Meinung gelten lässt.

Was ist eigentlich dieser Fanatismus und woher kommt er?

Das Wort stammt vom lateinischen „fanum", dem heiligen Bezirk der alten heidnischen Tempel. Wer drinnen war in diesem Bezirk, galt als „fanaticus", das heißt begeistert, schwärmerisch, von der Gottheit ergriffen; wer aber außerhalb dieses heiligen Bezirkes war, galt als „pro fanus", also als unheilig, profan. Also war Fanatismus einst eigentlich etwas Positives.

Von dieser positiven Grundbedeutung hat er aber leider viel verloren. Heute begegnen wir oft dem Begriffe „fan", Begeisterter also, Fans, wie man sie bei Sportwettbewerben zum Beispiel antrifft, oder als Anhänger gewisser Schauspieler, Künstler usw.

Fanatismus ist freilich nicht Enthusiasmus, denn der Enthusiasmus hat eine Gewissheit, nämlich jene, den sicheren Weg zu gehen. Der Fanatismus hingegen ist ungewiss, ist sich seines Weges nicht sicher, will Gegner aus dem Weg treiben, sucht Genossen, um stärker zu sein, weil er alleine es eben nicht ist. Der Fanatiker fürchtet sich, von seinem Weg abzuweichen, er bleibt immer Puritaner.

Der Fanatiker kennt keine Demut, er sucht niemals, den „Anderen" anzuhören oder gar zu verstehen, denn er ist sich absolut sicher, dass er - und nur er - die volle Wahrheit besitzt, Jeder Andersdenkende wird von ihm abgewertet.

Wie gesagt: Fanatismus ist Unsicherheit, Ungewissheit, Unkenntnis.

Es gibt unzählige Arten des Fanatismus, nur wenige wollen wir kurz betrachten:

Der religiöse Fanatismus tritt heute in vernünftig christlichen Gemeinschaften kaum mehr auf. Wir finden ihn aber in so manchen anderen Gemeinschaften. Der religiöse Fanatiker setzt alle Fragen und Probleme des Glaubens als einzig-absolute Kriterien selbst vor die wichtigen existentiellen Lebensprobleme. Alle anderen freilich müssen darunter leiden. Der religiöse Fanatiker (wie übrigens alle Fanatiker auch) ist starr wie eine Eisenstange und steril wie Beton; er überzeugt nicht,

sondern er bekämpft seine Gegner. Dabei verbirgt er als Puritaner alle seine eigenen neurotischen Eigenschaften, die er bei anderen als unmoralisch und provokant verurteilt.

Der politische Fanatismus besteht vor allem darin, seine eigene politische Überzeugung allem anderen voranzustellen und dabei den Andersdenkenden zu vernichten. Sehr oft artet der politische Fanatismus in Nationalismus aus, der freilich die gefährlichste Form des politischen Fanatismus ist. Seine eigene Nation und ihre Eigenschaften als „höchste", „beste", „einzig gültige" usw. zu betrachten, ist auf alle Fälle gefährlich.

Franz Grillparzer sagte: „Der Weg der Bildung geht von Humanität über die Nationalität zur Bestialität", und der französische Präsident François Mitterand meinte: „Le nationalisme c´est la guerre" / „Nationalismus ist Krieg". Wohin solcher Fanatismus treiben kann, hat uns der unduldsamste aller Kriege deutlich gezeigt.

Es gibt noch viele andere Arten des Fanatismus: beruflicher, künstlerischer, jugendlicher Fanatismus und noch viele andere, die wir in diesem Rahmen freilich nicht näher betrachten können.

Demgegenüber wollen wir die Frage stellen, was man wohl dem Fanatismus entgegenstellen kann. Die Antwort lautet: die Toleranz. Wir stellen deshalb auch die Frage: Was ist eigentlich Toleranz?

So manche sind der Meinung, Toleranz sei einfach das Dulden, das gütliche Schulterklopfen, oder wenn jemand einem anderen einfach die Möglichkeit gibt zu ertragen, zu dulden. Keineswegs, denn Toleranz ist kein Gnadenakt, vor allem nicht ein Gnadenakt des Stärkeren, des Zahlreicheren, des Größeren gegenüber dem Unterlegenen. Wie immer die Verhältnisse seien, wie stark der eine und wie schwach der andere auch wäre, Toleranz setzt unbedingt eine Haltung von Gleich zu Gleich voraus. Der Stärkere (Größere, Zahlreichere) hat nicht das Recht, vorzuschreiben, zu diktieren, allerdings hat auch der Kleinere oder weniger Zahlreiche nicht das Recht, zu fordern. Toleranz setzt vor allem gegenseitige Achtung voreinander voraus.

Heutzutage, da das Leben geradezu rasend vorbeizieht, begegnen wir gar oft gewissen intoleranten Haltungen. Einmal sind es die Alten, die den jungen Generationen nicht die natürliche Entwicklung gönnen, dann wieder sind es umgekehrt die Jugendlichen, welche den Alten ihre Erfahrungen, ihre Ratschläge usw. ins Lächerliche ziehen und so zunichte machen. Untolerant sind oft Menschen der Kunst und der Wissenschaft, wenn manche ihrer Zeitgenossen nicht sofort und ebenso schnell wie sie selbst mit der Entwicklung der Zeit mitgehen.

Toleranz verlangt von jedem, sich für die Würde des anderen einzusetzen, denn die Würde des Einzelnen ist die einzige Wertordnung, nach der wir ihn beurteilen können und dürfen.

Toleranz verlangt, es zu versuchen, den anderen zu verstehen und seine Meinung, die anders ist als die eigene, zu respektieren. Ein Mensch, der anders denkt als ich, ist deswegen noch keineswegs weniger beachtenswert. Er hat eben seinen eigenen Standpunkt, so wie ich selbst den meinen habe. Toleranz setzt einen sicheren Standpunkt voraus, und sicher können auch verschiedene Standpunkte sein.

Toleranz schützt die Freiheit des Einzelnen in seinem menschlichen Umfeld, sie ist das wichtigste Element in jeder Erziehung.

Die Einstellung, dass nur ich Recht habe, ist auf jedem Fall schlecht und führt zum kleinen und zum großen Terror, weil sich da einer das Recht herausnimmt, frei zu sein, die Freiheit anderer zu zerstören.

Deswegen ist auch in der heutigen Zeit der Ruf nach mehr Toleranz immer lauter geworden. Leider ist diese Erkenntnis, dass Toleranz zu einem Miteinander hinführt, noch nicht in alle Lande ergangen. Toleranz führt zum Miteinander. Wie sagte es doch so schön der große alte und weise Kardinal Dr. Franz König von Wien: „Wir dürfen nicht nebeneinander gehen, wir müssen es lernen, miteinander zu gehen".

Und zum Schluss noch die Worte des großen sächsischen Pfarrers Stefan Ludwig Roth, der gesagt hat: „Versteht man unter Toleranz nur ein bloßes Dulden, so ist diese Toleranz auch nur Intoleranz".

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 10 / 2002***



**Die Wallfahrtskirche in Tschiklowa**



# Vom Schweineschlachten in Orawitza

Wenn man heutzutage die schön ausgestellten Wurstwaren kauft und nicht nur gedankenlos isst, kommt man bald drauf, welches Pfuschwerk einem hier aus zweifelhaften Grundelementen und ebensolchen Gewürzen und Farbzusätzen in verschiedenen Kunststoffhüllen verkauft wurde. Ich frage mich dabei, was sich seit meiner Jugendzeit alles verändert hat (= verdorben wurde).

Damals, es ist lange her, gehörten bei uns die Gerüche der frischen Wurst- und Selchwaren zur Winterszeit. Es wurde nach hauseigenen Gebräuchen für den Familientisch nach eigenen Rezepten, nicht aber für das Geschäft geschaffen. Vor allem wusste jeder, was in seiner Wurst wirklich „drinnen war".

Die Zeit des Schweineschlachtens begann so um den 30. November herum, der damals noch der Thomastag war. Sie dauerte manchmal bis zum Faschingsende.

Das Schlachten des Schweins vollzog fachmännisch der Fleischhacker. Er brachte mit sich: das ganze Gestell, auf dem das tote Tier aufgehängt und zerteilt wurde, eine Kette, einen Flaschenzug, Werkzeug zum Enthaaren des Tieres, seine Messer, eine große Fleischmühle und die Wurstfüllpressen. Die Hausleute hingegen mussten besorgen: 15-20-Liter-Weidlinge, Töpfe, Reindeln, genügend Kochlöffel, Seiher, Schneidebretter, Geschirrtücher, Reibbürsten, Fettdosen („Dösn"), eine Molter, Bretter, Gewichte, Haken und Stangen, ein großes Kesselhaus mit Kessel und die hausüblichen Gewürze.

Für ein etwa 100 kg schweres Tier brauchte man etwa 3 kg Salz, 20 Deka gemahlenen Pfeffer, eventuell scharfen und Rosenpaprika, Majoran, Kümmel gemahlen, etwa 1 kg kleingeschnittenen und leicht angerösteten Zwiebel, 4-5 Stück Knofel, der seit dem Vorabend im Wasser lag.

Dazugekauft werden mussten: gereinigte Gedärme für Leber-, Blut- und Bratwürste, Rindsgedärme für dicke Würste, Schweinsmagen für den Schwartelmagen. Zum Beizen brauchte man Lorbeerblätter, eventuell Koriander, Salpetersalz. Zum Verbinden der Würste hatte man Spagat, zum Zunähen des Schwartelmagens eine dicke Nadel notwendig.

Ergeben sollte dies: genügend Selchschinken, Selchwürste und Selchspeck, Leber- und Blutwürste, Schwartelmagen, Fett und Grammeln,

kurze und lange Karmanadeln, Fleisch und, nicht zuletzt, die Schweinssulz.

Die Arbeit begann schon am frühesten Morgen und war sehr hart. Um mir als Kind das traurige Erlebnis des Abstechens zu ersparen, führte mich mein Vater in die Rorate. Aber kaum waren wir auf dem Kirchplatz, hörte man von irgendwo vom Kirchenberg ein „armes Schwein" schreien. Nach der Rorate hörte man dieselben Schreie aus der Witwengasse...

Zurück zur Arbeit: Das Blut musste abgefangen und nach Zugeben von einer Hand voll Salz ständig gerührt werden, damit es nicht stocke. War alles gut vorbei, dann ruhte das „Eingesalzene", Leberwürste und Blutwürste kühlten auf dem Tisch aus, die Bratwürste warteten zusammengerollt auf das Selchen. Das Schmalz in den „Dösen" kühlte aus, ebenso die Grammeln. Man musste achten, dass Hund und Katze nicht in die Nähe der Würste kamen.

Ein wohlverdientes Abendessen beendete den schweren Tag. Die Familie saß mit dem Schlachtmeister und mit allen Helfern beisammen und verkostete so manches von den frischen Leckerbissen.

Am nächsten Tag bekamen Nachbarn und Freunde des Hauses einen großzügig beladenen „Kostteller", was sich dann, wenn diese Nachbarn ihren Schweineschlachtentag hatten, in umgekehrtem Sinn vollzog.

Es bleibt für mich ein Rätsel, warum die Menschen den Namen dieses Tieres, das uns so viel Gutes bringt und zu Neujahr auch noch als Glückssymbol verwendet wird, als Schimpfwort benützen?

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 11 / 2002***



**Die „Knoblauch"-Apotheke in Orawitza**

# Dr. Franz Klima

**Arzt, Dichter, Komponist und Heimatforscher,**
**geboren: 4. April 1908 in Orawitza;**
**gestorben: 4. Juni 1984 in Marila bei Orawitza**

Sein Vater, Francisek Klima, war Schneidermeister, seine Mutter, Maria Gusetti, Schneiderin in Orawitza. Er besuchte die deutsche Elementarschule und dann, zwischen den Jahren 1918 und 1926, das Lyzeum in seiner Heimatstadt. Klima war ein ausgezeichneter Schüler. Nach der Maturaprüfung (Abitur) studierte er Medizin an der Universität von Klausen-burg. Er war ein eminenter Student, so konnte Klima als Präparator in den Fachrichtungen Phonetik, Histologie und Zahnarztkunde arbeiten.

Im Februar 1934 legte er seine Doktorat-Dissertation vor. Diese befasste sich mit der Behandlung der kongenitalen Palatinfissur (Wolfsrachen), einer Krankheit, an der er persönlich von Geburt aus litt. Diese Dissertation wurde von den Fachleuten als eine beachtliche Arbeit anerkannt, so im In- wie im Ausland.

Als Arzt arbeitete Dr. Klima in Großwardein, Huedin und im Schil-Tal (Lonea und Vulkan), nach 1949 in Orawitza. Während seiner ärztlichen Tätigkeit befasste er sich mit großer Gewissenhaftigkeit mit Chirurgie, Gynäkologie, Psychiatrie und Dermatologie. Seine ärztlichen Beobachtungen veröffentlichte Dr. Klima in den Jahren 1936 - 1939 in mehreren Fachblättern wie: „Kinnärztlicher Rundschau", „Hippokrates-Wochenschrift für neue deutsche Heilkunde", „Clujul Medical" usw.

Im Januar 1945 wurde Dr. Klima aus dem Schil-Tal nach Russland deportiert. Er arbeitete als Lagerarzt im Donezkbecken und behandelte mit viel Aufopferung seine Landsleute. Als ein Naturtalent in Fremdsprachen lernte Dr. Klima perfekt die russische Sprache.

Im Jahre 1949 kehrte er nach Orawitza zurück, wurde aber nicht wieder als Arzt angestellt. Dr. Klima unterrichtete als Lehrer im Lyzeum von Orawitza die russische, französische und lateinische Sprache, in den Gymnasialklassen Physik, Chemie, Mathematik und Naturkunde. Erst im Jahre 1952 wurde Dr. Klima im Orawitzaer Spital als Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten angestellt. Diese Abteilung führte er dann bis zu seiner Pensionierung.

In diesen Jahren befasste er sich auch mit Kranken, die an Palatinfissur (Wolfsrachen) litten. Bei diesen Kranken führte Dr. Klima eine phonetische Therapie durch nach Weisungen von I. M. Hönigberger

(1795 - 1867) und A. Gutzmann. Dr. Klima benützte bei der Behandlung seiner Kranken auch die psychoanalytische Methode des Wiener Psychiaters Sigmund Freud (1856 - 1939). Seine Leidenschaft für Fremdsprachen sieht man auch an seiner Forschung der Roma-(Zigeuner) Sprache. Er verfasste ein Studium über diese Sprache, die die Grundlage einer Roma-Sprachlehre (Grammatik und ein rumänisch-roma Wörterbuch) sein sollte, das erste Studium in diesem Sinn in Rumänien.

Als Schüler studierte Franz Klima Violine mit dem Musikanten Karl Kanz und Klavier mit Olga Novacovici-Talescu. Diese musikalische Erziehung erlaubte ihm das Sammeln der Orawitzaer deutschen Volkslieder, die im „Koari"-Dialekt gesungen wurden. In demselben hiesigen Dialekt komponierte Dr. Klima mehr als 60 Lieder (Text und Musik). Diese Lieder wurden in den Jahren 1960 - 1980 bei einigen Orawitzaer Familien im Rahmen des Musikkränzchens von dem Verfasser mit persönlicher Begleitung und Gesang vorgetragen. So konnte Dr. Klima den Orawitzaer „Koari"-Dialekt noch bewahren. Einige seiner Lieder wurden in den 1970er Jahren von dem deutschsprachigen Temeswarer Radiosender ausgestrahlt.

Als Heimatforscher befasste sich Dr. Klima mit dem Studium der Sitten, Bräuche und der Geschichte seiner Landsleute, die schon seit 250 Jahren diesen Bergort bewohnten. Er war ein ausgezeichneter Pianist und Violinist und nahm oft am Kulturleben Orawitzas als Solist auf der Bühne des alten Theaters teil. Dr. Klima war Atheist, spielte aber oft Kirchenlieder auf der Orgel der römisch-katholischen Kirche.

Franz Klima liebte die Natur, sammelte, präparierte und zeichnete mit Talent die Pflanzen der Umgebung seiner Heimatstadt, sammelte, studierte und benützte die Heilpflanzen. Sein Herbarium und die botanischen Aufzeichnungen waren auch für Fachleute hochinteressant.

Von diesem gewissenhaften, immer hilfsbereiten Arzt wussten wenige Orawitzarer, dass er auch ein Dichter, Komponist, Heimatforscher, Polyglott und Botaniker war, der sich am wohlsten zwischen seinen „Koaris" fühlte.

**Bibliographie:**

Klima Francisc: „Tratamentul fisurii palatine. Teză pentru doctorat in medicină şi chirurgie". 8 februarie 1934. Tip. „Cartea Românească".

Hartwig Maurus - Ioan Crețiu: „Scurtă biografie a dr. Franz Klima". Manuscris.

Mustață Nicolae: „Dr. Francisc Klima şi secretul doctorului Honigberger". Oravița, Anul II, 1999, pag. 12, Publicație Culturală.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 11 / 2002***

**Denkanstoß!**

## Alt und Jung - Gedanken zur Weihnachtszeit

In der heutigen Zeit, in der die materiellen Werte im Vordergrund stehen, wäre es unsere Aufgabe, die Aufmerksamkeit unserer Mitmenschen auf die inneren Werte hinzuweisen.

Der moderne Mensch lebt ganz selbstverständlich im Wohlstand, sucht nur seine eigenen Interessen, seinen eigenen Erfolg und sein Prestige. Geradezu traurig ist es zu sehen, wie so viele vom Drang bewegt werden, nur für sich alleine Annerkennung und Erfolge zu erzielen. Erreicht einer durch Leistung nichts, so versucht er es mit Äußerlichkeiten: auffallende Kleidung, verrückte Frisuren, naturwidrige Haarfarben, Ringe in Nasen, Ohren usw. Eigentlich sind das lauter Zeichen innerer Einsamkeit, die für den Betroffenen unter Umständen zu einer Hölle werden kann.

Besonders gefährdet ist die Jugend. Wer sie ein wenig beobachtet und ein wenig kennt, weiß, dass diese nicht daran denkt, so zu werden, wie es heute die Erwachsenen wollen. Einesteils soll sie auch nicht so werden. Wenn die neue Jugend gesund, heiter, offen und krampfbefreit leben will, ist dagegen nichts einzuwenden.

Was aber kann der Erwachsene trotzdem für die Jugend tun? Ein weihnachtlicher Gedanke, um der Jugend irgendwie Ziele zu geben, in ihr Hoffnungen zu erwecken. Es ist dies nicht gerade eine leichte Sache.

Und noch einmal „trotzdem": Der Trend, liebliche Freude anlässlich eines Festes zu geben, ist viel zu wenig. Die wahre Liebe, die die Jugend braucht, ist auf Dauer eingestellt, sie verlangt so manches Opfer und so manchen Verzicht.

Es wäre sicher gut, diese und jene Gedanken in dieser Weihnachtszeit zu überlegen, durchzumeditieren und vielleicht noch weiterzudenken.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 12 / 2002***

**Denkanstoß!**

## Pfui, hier stinkt´s nach Knoblauch

Mit diesen Worten begann eine Frau irgendwo im Norden Deutschlands eine vor kurzem erst eingewanderte junge Deutsche aus dem Südosten zu ermahnen und fügte hinzu: „Dass Sie es nur wissen: Hier wird nicht mit Knoblauch gekocht!"

Wir im Südosten nannten ihn eigentlich Knofel und schätzten ihn auch sehr, ob es sich nun um so manchen Braten, um allerhand Gemüsespeisen, Suppen oder gar um unsere so begehrten Würste handelte.

Ich kenne Beispiele aus den nördlicheren Gebieten, in denen es wegen des Knofelduftes zu Streitereien, ja in einem Einzelfalle sogar zu Tätlichkeiten kam. Schuld an solchen Missverständnissen, denn um solche handelt es sich nämlich, sind zwei Dinge: erstens, der tatsächlich starke Geruch dieses Gewürzes, zweitens freilich die Unkenntnis derer, die es nicht verstehen, es mit Maß zu verwenden.

Knoblauch (Knobloch, Knofel), lateinisch Allium sativum, ist ein Lauchgewächs, das als Nahrungsmittel, Gewürz und Heilmittel schon aus ältesten Zeiten bekannt ist. In Urzeiten wurde der Knofel als Abwehrmittel gegen Hexen und Vampire verwendet (so auch heute wieder in den historisch total verdrehten Geschichten um einen gewissen „Drakula", erfunden von Bram Stoker). Die Sumerer, Skythen und die ägyptische Hochkultur verwendeten ihn als Heilmittel, die Griechen kannten seine reinigende Wirkung. Ihr Arzt Hippokrates gibt Anweisungen zu seiner Benützung. Die römischen Legionen mussten Knoblauch bei sich haben, um damit ihr Immunsystem zu stärken. Im Mittelalter fehlte er in keinem Klostergarten, denn abgesehen von seinem nunmehr geschätzten Geschmack kannte man auch seine keimtötende Wirkung.

Denn er verdankt seine Heilwirkung vor allem seinem hohen Schwefelanteil: mehr als 33 Schwefelverbindungen geben ihm seine antibiotische Kraft, die besonders aus seinem Hauptbestandteil Allicin kommt. Allerdings verdankt er diesem auch seinen starken Geruch. Wer Knofel isst, merkt den Geruch nicht sofort, umso mehr freilich seine Umgebung. Gegen diesen Geruch kann man aber etwas tun: Man kann Kräuter kauen, wie etwa Petersilie, Majoran oder Thymian, man kann den Mund mit Milch nachspülen oder ein Glas Rotwein trinken, eventuell einen Schluck Verdauungsschnaps. Dieser starke Geruch wirkt auf Schädlinge

abschreckend, sodass der Knofel unempfänglich gegen Pflanzenkrankheiten ist. Da dieser Geruch auch über die Haut ausgeschieden wird, sollte man nach starkem Genuss die Kleidung wechseln.

Möchte jemand seine heilende und vorbeugende Wirkung ohne Probleme genießen, so muss er den Knofel in Form von Pillen oder Perlen einnehmen.

Die reinigende und heilende Wirkung des Knofels ist enorm: Er reinigt das Blut, verdünnt es, hilft dem Kreislauf und gegen Herzbeschwerden, wirkt bei Darmträgheit, Leber- und Gallenproblemen, erleichtert den Kopfschmerz und lindert Depressionen, hilft den Atmungsorganen, stärkt die geistige Regsamkeit und bewirkt so eine richtige Lebensverbesserung.

Alle südliche Völker, die ja, wie wir wissen, die abendländische Kultur weitgehend hervorgebracht haben, kennen und verwenden in ihren Küchen den Knofel. Die Spanier, die Franzosen, die Italiener, die Griechen, der ganze Balkan, die Türken, die Juden und die Araber, sie alle wissen richtig mit ihm umzugehen. Je mehr man nach Norden geht, umso mehr verschwindet er vom Speisezettel, wenngleich man im jetzigen Trend, die südlichen Küchen der Urlaubsländer zu schätzen, bereits ein gewisses Umdenken erkennen kann.

Für die Küche der Provence ist der Knofel eine gewisse Basis. Dort hat man auch den alten lateinischen Namen am besten erhalten, denn man nennt ihn dort „ail" (sprich: Aij). Und vergessen wir nicht, dass unsere rumänischen Bauern des Banats, bevor ihre Sprache noch vom Fernsehen und von eingewanderten Landsleuten aus dem Osten so ziemlich uniformisiert wurde, zum Knofel „Ai" sagten.

Macht der Provenzale heute noch sein „Ailloli" (sprich Aioli mit Betonung auf das Schluss-i), so kennt der Rumäne den Mujdei (Sprich: Muschdäi); beide bestehen zum Großteil aus Knofel.

Gott sei Dank bin ich in Österreich gelandet, wo man ihn auch noch sehr schätzt. Hier haben ihn sowohl der Einfluss aus dem benachbarten Süden - Italien, Balkan - als auch die jüdische Küche heimisch gemacht. In Wien steht noch auf den wienerischen Speisekarten ganz normal ein Gericht mit Namen „Vanillerostbraten", das seinen Namen vom „jüdischen Vanilli" bekommen hat, eben dem Knofel.

Zum Abschluss erwähne ich zwei Sprüche des erst vor kurzem verstorbenen österreichischen Schriftstellers und Dichters H.C. Artmann, der sagte:

„Wo man keinen Knofel isst, ist keine Wärme unter den Menschen". Sein zweites Wort dazu lautet: „Wenn Du in eine Küche kommst, wo es nach Fisch riecht, aber es gibt keinen Knofel dazu, dann weißt Du schon, dort wird es steif zugehen".

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 1 / 2003***




**Das „Heilige Grab" in Deutsch-Saska während der Karwoche**

**Denkanstoß!**

# Die „Toaca"

Sobald in unserem südlichen Banat die Fastenzeit beginnt, hört man während des Tages immer wieder dann und wann ein uns bereits vertrautes „Tika-taka-tika-taka" von den Gassen und Wegen der Berghänge erklingen. Es ist die allgemein beliebte „Toaca", die eigentlich von unseren orthodoxen Brüdern stammt, aber längst schon auch in unsere Bräuche aufgenommen wurde.

Eigentlich ist die „Toaca" ein liturgischer Ersatz für die „weggeflogenen" Glocken der großen Fasttage der Karwoche, sie hat sich aber von dieser liturgischen Zeit etwas weiter ausgebreitet, denn schon seit jeher „schlagen" Buben die „Toaca" nicht nur im Kirchenbereich, sondern auch in ihren eigenen Gärten und Höfen. Und das nicht nur zu den großen Tagen der Karwoche, sondern schon während der ganzen Fastenzeit, sodass ihr lieblicher Klang immer wieder die Gläubigen an diese Bußzeit gemahnt. Dass dieser Brauch bei den Katholiken „complet necunoscut" (total unbekannt) ist, wie ich einer Zeitschrift entnahm, stimmt zumindest nicht ganz, denn schon als ich selbst ein kleiner Bub war, hatten in Deutsch-Saska und in Orawitza viele katholische Buben ebenfalls ihre „Toaca" und schlugen sie.

Früher hatten die Katholiken für die Tage der Karwoche die „Ratschen", die handbetrieben wurden und einen sehr lauten Ton von sich gaben. Es gibt nicht mehr viele davon, manche sind zerfallen oder sonst verschwunden. Die letzte Ratsche sah ich auch in diesen Jahren in Deutsch-Saska. Es sollte wenigstens eine davon für das Diözesanmuseum gerettet werden.

Die „Toaca" ist ein volkstümliches Schlaginstrument, das aus einem gesunden Eichenbrett angefertigt wird, länger oder kürzer, je nach Bedarf. Die gewöhnliche Haus-„Toaca" ist etwa 100 bis 120 cm lang, in den Kirchen gibt es längere und breitere, welche dann zugleich von mehreren Menschen geschlagen werden. Das Brett wird geglättet, leicht an beiden Seiten gewölbt, glattgeschmirgelt, und an beiden Enden bekommt es dann von einer Seite her je drei Schalllöcher. Es wird aufgehängt und mit zwei (oder mehreren) Holzhammerschlägeln, welche ebenfalls an der Schlagfläche leicht gewölbt sind, abgeschlagen. Es gibt

verschiedene Rhythmen, die sich durch stärkeres und schwächeres Anschlagen des Schallbrettes ergeben.

In den Klöstern gibt es auch „Toaca"-ähnliche Metallplatten, deren Ton dann freilich an Glocken erinnert. Dort werden die „Toaca"-s auch für die Mönche und Nonnen das ganze Jahr hindurch fallweise verwendet, wenn man zum Beispiel nur die Mönche zum Gebet ruft, ohne die ganze Gemeinde zu laden (das besorgen sonst die Glocken).

Die „Toaca" scheint aus vorchristlicher Zeit zu stammen und ist eigentlich nur in der balkanischen Orthodoxie bekannt. Mit der Zeit haben, wie bereits erwähnt, so manche Katholiken diesen Brauch angenommen, da der „Toaca"-Klang viel angenehmer ist als jener der Ratschen. Auch ist sie leichter zu bedienen und zu verwahren. In Orawitza zum Beispiel wird derzeit in der katholischen Kirche nur mehr die „Toaca" benützt, ebenso wie auch katholische Kinder sie bereits zu meiner Jugendzeit daheim geschlagen haben, wie ihre orthodoxen Brüder. Dass die „Toaca" also bei uns absolut unbekannt wäre, stimmt nur sehr relativ.

Es sei noch kuriositätshalber erwähnt, dass es in Norddeutschland einen ähnlichen, wenngleich nicht religiösen Brauch gibt, nämlich die „Hillebille". Das ist fast das gleiche Schallbrett, nur wird es dazu verwendet, dass die Bäuerin, wenn das Essen fertig ist, damit die Männer vom Felde heim ruft - also ist es eigentlich ein ganz anderer Brauch und eine andere Verwendung, die höchstens durch den Klang mit der „Toaca" verwandt erscheinen mag.

Die Funktion der „Toaca" ist wohl immer schon dieselbe wie jene der Glocken: die Gläubigen in die Kirche zu rufen. Die vielen kleinen „Toaca"-s aber, welche von Kindern auf unseren Bergen zu jeder beliebigen Zeit in der Fastenzeit geschlagen werden, erfüllen außerdem die ganze Luft und die ganze Atmosphäre christlichen Denkens mit dem Bewusstsein: Es ist Fastenzeit, also Bußzeit, macht euch bereit auf das große Fest der Erlösung, das da kommen wird.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 3 / 2004***

# Lebenslauf des Prof. Tibor Lichtfuss

Geboren am 21.06.1921 in Arad (Rumänien);
Volksschule und Gymnasium in Orawitza (Liceul „General Dragalina");
1941 Matura;
1941 - 1944 - Studium der Theologie im Römisch-katholischen Priesterseminar Temeswar; daneben privates Gesangsstudium;
1944 - Flucht nach Ungarn und anschließend nach Österreich; Transport über Wien nach Kindberg (Steiermark); dort Mithilfe in der Pfarre;
1945 - Fortsetzung der Flucht; Ankunft in Hall in Tirol (bei Innsbruck); Mitarbeit bei der Betreuung ungarischer Flüchtlinge durch den Gesandten des Vatikans;
1946 - Tätigkeit an der Ungarischen Volks- und Mittelschule Innsbruck; Fortsetzung des Theologiestudiums an der Universität Innsbruck;
1947 - Anstellung beim Hochkommissariat der Französischen Republik in Österreich (Abteilung Jugendarbeit und Kultur);
1948 - Sekretär am neu gegründeten Französischen Kulturinstitut in Innsbruck;
1955 - 1963 - Gesangsstudium am Konservatorium der Stadt Innsbruck;
1963 - Reifeprüfung;
1957 - Heirat mit Dr. Renate Ergens;
1959 - Geburt des Sohnes Martin;
1968 - Ernennung zum Chevalier des Palmes Académiques für kulturelle Verdienste um die Französische Republik;
1978 - Verleihung des Berufstitels Professor durch den Bundespräsidenten der Republik Österreich;
1978 - Ernennung zum Cavaliere der Republik Italien;
23.09.2004 - gestorben in Innsbruck.
Von 1954 bis 2004 intensive kulturelle Aktivitäten durch:
- kulturgeschichtliche Vorträge (an den Volkshochschulen Innsbruck, Hall und in Südtirol, am Katholischen Bildungswerk in Innsbruck und in Hall, an diversen Kulturinstituten und anderen Bildungseinrichtungen);
- Artikel und Radiosendungen über kulturelle und religiöse Themen;
- Leitung von Kunst- und Bildungsreisen (von Innsbruck aus nach Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich, Ungarn).



**Prof. Tibor Lichtfuss**

# Requiem für Prof. Tibor Lichtfuss
# Innsbruck, 27. September 2004

*Innsbrucks Alt-Bischof Dr. Reinhold Stecher hat Tibor Lichtfuss einen letzten und tiefen Freundesdienst erwiesen: Er hat selbst die Seelenmesse in Konzelebration mit je drei Priestern aus Tirol und aus dem Banat gefeiert (auch der rumänisch-orthodoxe Protopope Dr. Ioan Văran war aus Orawitza gekommen). Die Worte der Predigt von Bischof Stecher, der ja den Weg des Heimgegangenen seit ihrer gemeinsamen Studienzeit begleitet und ihn stets mit Wort und Tat unterstützt hatte, dürfen wir diesem Buch abschließend mitgeben - als schönstes Vermächtnis dessen, was Tibor Lichtfuss für uns alle bleiben soll.*

Darf ich das Gedächtnis an unseren lieben Heimgegangenen, Prof. Tibor Lichtfuss, an ein paar Worte festmachen, die in dieser Stunde für mich aufsteigen wie leise Lieder?

Das erste Wort stammt wirklich aus einem Lied, einem alten Kirchenlied aus dem Jahr 1695. In diesem Lied vom „Schönsten Herrn Jesus" heißt es: „Alle die Schönheit Himmels und der Erde ist gefasst in dir allein..."

Es gibt nicht viele, die den Weg zu Gott mit einer so glühenden Liebe zur Schönheit gegangen sind wie Tibor Lichtfuss. Unzählige, auch hier Anwesende, hat er auf diesem Weg mitgenommen, zum Gekreuzigten und Auferstandenen von Mathis Grünewald in Colmar, zu den Bildern Chagalls in Reims, zu den Mosaiken von Ravenna und den funkelnden Wundern der Glasfenster von Chartres. Er war nicht einfach ein Reiseleiter, ein Kunstverständiger, er ist selbst mit einem tiefen Glauben durch alle Schönheit der Welt unterwegs gewesen, zur ewigen Schönheit, und so war er immer ein Schauender, ein Wanderer, ein Pilger mit großer Ausstrahlung für alle, die ihn begleitet haben. Nun hat er seine letzte Kunstreise angetreten und steht vor dem, in dem alle Schönheit des Himmels und der Erde gefasst ist.

Das ist die erste Melodie, die in dieser Stunde aus aller Trauer und Betroffenheit aufsteigt.

Und es taucht noch ein Lied auf, ein uraltes Lied, aus dem Psalm 104: „Ich will meinem Herrn singen, solange ich lebe, meinem Gott spielen, solange ich da bin..."

„Weißt du," hat er mir vor seiner letzten Reise in die alte Heimat nach Rumänien, die er heuer noch gemacht hat, in einem Brief geschrieben, „weißt du, ich möchte noch einmal in den Kirchen meiner Heimat singen... das war immer für mich eine der großen Freuden!" Nun hat er sich eingereiht in die Chöre, die keinen Misston kennen und keinen falschen Einsatz, keine Ermüdung des Atmens und keine Schwäche einer alten Stimme. Jetzt darf er dem Herrn singen. Und jetzt kann keine schleichende Krankheit mehr diesen Lobgesang zum Verstummen bringen.

Ich habe noch einen Satz in der Heiligen Schrift gefunden, der in dieser Stunde aktuell wird. Diese Melodie stammt nicht vom Menschen, der in die Ewigkeit gegangen ist - nein, die kommt von drüben her, eine gewaltige Stimme, die „wie das Rauschen vieler Wasser klingt", wie es von dieser Stimme in der Geheimen Offenbarung heißt. Diese Stimme kommt wie eine tröstliche Woge aus der Unendlichkeit:

„Ich kenne deine Werke, deine Liebe, deinen Glauben und deine Hilfsbereitschaft..." (Offb. 2,19).

Der Weg des Tibor Lichtfuss ist nicht einfach im Ästhetischen ausgeufert. Immer wieder ist er in die alte, vom Wohlstand nicht begünstigte Heimat aufgebrochen, und seine größte Freude war es, da und dort ein wenig helfen zu können, hier mit dem Heizmaterial im Winter für eine alte Rentnerin, dort mit einem Medikament, einem Beitrag für eine Kirchenrenovierung, oder mit den begehrten Kerzen für die orthodoxe Kirche, dann wieder mit dem Kauf eines Pferdes für ein altes Bauernpaar, das den Pflug nicht mehr ziehen konnte. Er hat auch schon religiöse Kalender geschickt. „Sie werden zwar im kommunistischen Rumänien zum Großteil beschlagnahmt - aber das macht nichts, die Zollbeamten behalten sie für ihre Familien...". Nur Gott kennt seine Werke, die er bis in seine Todeskrankheit hinein geübt hat.

Meine verehrten Freunde, wenn ein Heimgang von solchen Melodien begleitet ist, vom Lied der Schönheit des Himmels und der Erde, vom Lied des nie verstummenden Lobgesangs und von der mächtigen Stimme der göttlichen Verheißung, dann ist es mehr als angemessen, den Sterbegottesdienst in Weiß zu feiern und mit dem Messtext von der Himmelsfahrt Mariens das Magnificat anzustimmen, weil wir in diesem Fest der Muttergottes ja das feiern, was wir alle erhoffen.

***Bischof Dr. Reinhold Stecher***

# Veröffentlichungen
# des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins
# „Deutschen Vortragsreihe Reschitza"



1. **Ich weiß, dass du mein Vater bist, aber ich kenne dich nicht. Erzählungen von Russlanddeportierten (I. Band).** Redaktion: Erwin Josef Ţigla, Werner Kremm. ADZ-Verlag Bukarest, 1995, 103 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-96022-8-2




2. **Deutsche Literaturtage in Reschitza (1991 - 1995). Eine Dokumentation.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla, Werner Kremm. ADZ-Verlag Bukarest, 1996, 248 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-97541-1-2




3. **Das schreckliche Jahr 1945. Erzählungen von Russlanddeportierten (II. Band).** Redaktion: Erwin Josef Ţigla, Werner Kremm. ADZ-Verlag Bukarest, 1997, 120 Seiten, Auflage: 700 Exemplare. ISBN: 973-97541-5-5



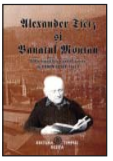

4. Karl Ludwig Lupşiasca: **Dieses von Natur aus reiche Land. Geschichte des Banater Berglands in der Zeitspanne 1718 - 1855.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla, Werner Kremm. ADZ-Verlag Bukarest, 1997, 320 Seiten, Auflage: 700 Exemplare. ISBN: 973-97541-8-X




5. Erwin Josef Ţigla: **Im Banater Bergland. 10 Jahre Kultur- und Erwachsenenbildungsverein „Deutsche Vortragsreihe Reschitza".** Lektorat: Hans Liebhardt. ADZ-Verlag Bukarest, 1997, 408 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-97541-7-1




6. Erwin Josef Ţigla, Hans Liebhardt (Hrsg.): **Alexander Tietz und seine Welt. Dokumente, Erinnerungen, unveröffentlichte Texte.** ADZ-Verlag Bukarest, 1998, 200 Seiten, 24 Fotoseiten, 1 Anhang, Auflage: 1.000 Exemplare. ISBN: 973-99318-0-X



7. Erwin Josef Ţigla (Hrsg.): **Alexander Tietz şi Banatul Montan**. Timpul-Verlag Reschitza, 1998, 232 Seiten, 32 Fotoseiten, 1 Anhang, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-9249-48-5




8. Edith Guip-Cobilanschi: **Poesie des Banater Berglands. Gedichte und Prosa.** Lektorat: Hans Liebhardt; Redaktion: Erwin Josef Ţigla. ADZ-Verlag Bukarest, 1999, 86 Seiten, Auflage: 1.000 Exemplare. ISBN: 973-98318-6-9




9. Alexander Tietz: **Briefe von der Alm = Scrisori de la sălaş.** Zweisprachige Ausgabe. Ins Deutsche übersetzt von Hans Liebhardt. Hrsg.: Erwin Josef Ţigla. ADZ-Verlag Bukarest, 2000, 128 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-98318-9-3



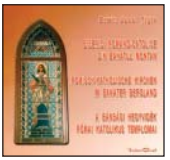

10. Karl Ludwig Lupşiasca: **Dem Emporbringen und Aufblühen dieser Bergwerke. Eine Geschichte des Banater Berglands in der Zeitspanne 1855 - 1920.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla. ADZ-Verlag Bukarest, 2000, 382 Seiten, Auflage: 700 Exemplare. ISBN: 973-99655-2-0



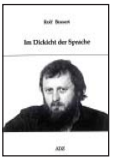
11. Msgr. Paul Lackner: **Ein Versuch, die chor-musikalische Vergangenheit Reschitzas festzulegen = O încercare de evocare a trecutului muzical-coral al Reşiţei.** Zweisprachige Ausgabe. Ins Rumänische übersetzt von Georg Colța. Hrsg.: Erwin Josef Ţigla, Modus P.H.-Verlag Reschitza, 2000, 90 Seiten, 11 Fotoseiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-8104-02-5



12. Erwin Josef Ţigla, Hans Liebhardt (Hrsg.): **Deutsche Literaturtage in Reschitza. 1996 - 2000. Vorträge, Studien, Berichte.** ADZ-Verlag Bukarest, 2001, 366 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-99655-5-5



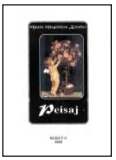
13. Erwin Josef Ţigla: **Biserici romano-catolice din Banatul Montan = Römisch-katholische Kirchen im Banater Bergland = A Bánsági Hegyvidék római katolikus templomai.** InterGraf-Verlag Reschitza, 2001, 128 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-18



14. Rolf Bossert**: Im Dickicht der Sprache. Zum 50. Geburtstag des Dichters.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla, Hans Liebhardt. ADZ-Verlag Bukarest, 2002, 150 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-8384-04-4



15. Anton Schulz: **Vom Postmeister zur Schnellpost. Ein Beitrag zur Postgeschichte Reschitzas.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. InterGraf-Verlag Reschitza, 2002, 252 + XVIII Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-35




16. Maria Magdalena Kumher: **Peisaj. Versuri.** Redaktion: Octavian Doclin. Modus P.H.-Verlag Reschitza, 2002, 36 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-8104-11-4



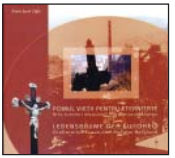

17. Christian Gitzing: **Schule im Wandel der Zeit. Die deutsche Volksschule in Reschitza von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla. InterGraf-Verlag Reschitza, 2002, 252 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-43



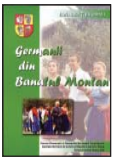
18. **Spălaţi-vă picioarele unul altuia. Ecumenism între istorie şi prezent la Reşiţa = Waschet Euch gegenseitig die Füße. Ökumene zwischen Geschichte und Gegenwart in Reschitza = Mossátok meg egymás lábát. Az ökumenizmus története és jelene Resicán**. Hrsg.: József Csaba Pál, Erwin Josef Ţigla. InterGraf-Verlag Reschitza, 2003, 290 + XIV Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-44



19. **Aufs Wort gebaut. Deutsche Autoren in Rumänien.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla, Hans Liebhardt. ADZ-Verlag Bukarest, 2003, 231 Seiten, Auflage: 700 Exemplare. ISBN: 973-8384-15-X



20. Erwin Josef Ţigla: **Pomul vieţii pentru eternitate. Arta turnării metalului din Banatul Montan = Lebensbäume der Ewigkeit. Gießereikunst aus dem Banater Bergland.** Mit Einführungsworten von Erzdechant József Csaba Pál und Dr. Rudolf Gräf, ergänzende Fotos aus der Sammlung Walter Woth (Deutschland); Lektorat: Waldemar König. InterGraf-Verlag Reschitza, 2003, 59 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-57




21. **Germanii din Banatul Montan.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. InterGraf-Verlag Reschitza, 2003, 220 + LXXVIII Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-60




22. **Matinee. Junge deutsche Lyriker in Rumänien. „Rolf Bossert"-Lyrikwettbewerb 2003.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. InterGraf-Verlag Reschitza, 2003, 70 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-61




23. Doina & Gustav Hlinka: **Pictură naivă = Naive Malerei.** Hrsg.: Nicole Opaţchi, Erwin Josef Ţigla; Einleitende Worte: Ada D. Cruceanu; Lektorat: Waldemar König. ColorPrint Reschitza, 2004, 60 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-72



24. Erwin Josef Ţigla: **Biserici romano-catolice din Arhidiaconatul Banatului Montan = Römisch-katholische Kirchen im Erzdechanat des Banater Berglands = A Bánsági Hegyvidék főesperességének római katolikus templomai**. Lektorat: Waldemar König. ColorPrint Reschitza, 2004, 160 Seiten, Auflage: 200 Exemplare. ISBN: 973-97258-5-6




25. **Heimweh ist die schlimmste Krankheit. Erzählungen von Russlanddeportierten (III. Band)**. Hrsg.: Andrea Judith Krempels, Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. ColorPrint Reschitza, 2005, 86 + XX Seiten, Auflage 500: Exemplare. ISBN: 973-97258-8-0



26. Luise & Francisc Finta: **Impresii din Caraş-Severin = Eindrücke aus dem Kreis Karasch-Severin = Krassó-Szörényi benyomások**. Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2005, 64 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-87344-1-X



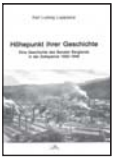
27. Erwin Josef Ţigla, Hans Liebhardt (Hrsg.): **Deutsche Literaturtage in Reschitza, 2001 - 2005. Vorträge, Studien, Berichte.** ADZ-Verlag Bukarest, 2006, 408 Seiten, Auflage: 250 Exemplare. ISBN: 973-8384-28-1




28. Ion Stendl: **Desene = Zeichnungen.** Hrsg. und einleitende Worte: Erwin Josef Ţigla; Text: Maria-Magdalena Crişan; Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2006, 131 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: (10) 973-87344-6-0; ISBN (13) 978-973-87344-6-3



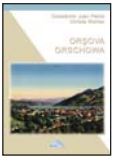

29. Anton Ferenschütz: **Wahn und Wirklichkeit. Erzählung.** Hrsg. und mit einem Nachwort: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König, Herta Drexler-Drozdik. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2006, 274 Seiten, Auflage: 350 Exemplare. ISBN: (10) 973-87344-8-7; ISBN: (13) 978-973-87344-8-7



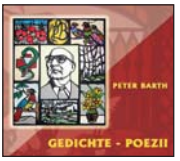
30. Karl Ludwig Lupşiasca: **Höhepunkt ihrer Geschichte. Eine Geschichte des Banater Berglands in der Zeitspanne 1920 - 1948.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2006, 382 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: (10) 973-87344-7-9; (13) 978-973-87344-7-0



31. Arsenie Boar: **Istorie ilustrată a Banatului Montan, 1890 - 1948. Volumul I = Illustrierte Geschichte des Banater Berglands, 1890 - 1948. Band I = Illustrated history of the Mountainous Banat, 1890 - 1948. Book I.** Hrsg.: Erwin Josef Țigla; Lektorat: Waldemar König, Dr. Ada Cruceanu-Chisăliță. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2007, 152 Seiten, Auflage: 350 Exemplare. ISBN: 978-973-88077-6-1; Vol. I, ISBN: 978-973-88077-7-8




32. Constantin Juan-Petroi, Christa Richter: **Orşova = Orschowa.** Alte Fotos und Ansichtskarten aus der Sammlung: Stefan Hutterer, Mihai Butnaru. Redaktion: Erwin Josef Țigla; Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2007, 108 Seiten + 21 Seiten Illustrationen, Auflage: 250 Exemplare. ISBN: 978-973-88461-1-1




33. Peter Barth: **Gedichte = Poezii.** Scherenschnitte und Übersetzung ins rumänische: Norbert Francisc Taugner. Einleitende Worte: Norbert Francisc Taugner und Marcela Frățilă. Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2007, 88 Seiten, Auflage: 200 Exemplare. ISBN: 978-973-88461-4-2




34. Erwin Josef Țigla: **Im Banater Bergland (II). 20 Jahre Kultur- und Erwachsenenbildungsverein „Deutsche Vortragsreihe Reschitza".** Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2007, 647 Seiten, Auflage: 400 Exemplare. ISBN: 978-973-88461-6-6




35. Else von Schuster: **Aus meiner Gedankenwelt.** Hrsg.: Erwin Josef Țigla. Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2008, 111 Seiten, Auflage: 200 Exemplare. ISBN: 978-973-88461-2-8



36. Arsenie Boar: **Istorie ilustrată a Banatului Montan, 1890 - 1948. Volumul II = Illustrierte Geschichte des Banater Berglands, 1890 - 1948. Band II = Illustrated history of the Mountainous Banat, 1890 - 1948. Book II.** Hrsg.: Erwin Josef Țigla; Lektorat: Waldemar König, Dr. Ada Cruceanu-Chisăliță. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2008, 144 Seiten, Auflage: 350 Exemplare. ISBN: 978-973-88077-7-8; Vol. II, ISBN: 978-973-1929-04-0